IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. SIGM. FREUD

REDIGIERT VON

OTTO RANK u. DR. HANNS SACHS

I. JAHRGANG / 1912
HEFT 1. MÄRZ



1912
HUGO HELLER & Cie
LEIPZIG u. WIEN · I · BAUERNMARKT 3

PROSPEKT

Ein Rätsel, das die Wißbegierde der Menschheit seit Jahrtausenden gereizt und ihr seit Jahrtausenden widerstanden hatte, ist von der durch FREUD begründeten Psychoanalyse bereits gelöst worden: sie hat die DEUTUNG DES TRAUMES ergründet und den Nachweis geführt, daß er nicht ein wirres Gemenge zusammenhangloser Bilder und Worte sei, sondern, wie das Altertum und der Volksaberglaube dunkel ahnten, ein bedeutungsvolles Erzeugnis psychischer Kräfte.

Aber nicht nur das Erzeugnis eines einzelnen Menschengeistes, wie es der Traum und das ihm im Innersten verwandte Kunstwerk ist, muß eine wahre Seelenkunde durchleuchten können, auch was Dasein und Form dem Zusammenwirken einer unzählbaren Menge von Einzelseelen verdankt, die das Streben nach demselben Ziel zu einer geistigen Einheit verschmolzen hat, wie SPRACHE UND SITTE, RELIGION UND RECHT, fällt in ihren Bereich.

Darum werden sich mit dem Schlüssel der psychoanalytischen Technik auch in vielen anderen Wissenschaften versperrte Türen öffnen und Probleme ergründen lassen, an denen die Fachgelehrsamkeit, nicht minder aber JEDER EINZELNE GEBILDETE den stärksten Anteil nimmt. Wir nennen hier nur jene Geistesgebiete, in denen schon heute ein Versuch gelang: ÄSTHETIK, LITERATUR- UND KUNSTGESCHICHTE, MYTHOLOGIE, PHILOLOGIE, PÄDAGOGIK, FOLKLORE, KRIMINALISTIK, MORALTHEORIE, RELIGIONSWISSENSCHAFT.

Was aber bisher nur in einzelnen Streifzügen geschehen konnte, soll jetzt Ordnung, Dauer und eine sichere Stätte finden. Über die neuentdeckten Gebiete, auf die die Psychoanalyse ihren Fuß gesetzt hat, muß nun auch der Pflug regelmäßiger Arbeit geführt werden. Dazu soll unsere Zeitschrift dienen. Sie wird sich in buntester Mannigfaltigkeit allen Geisteswissenschaften widmen, so daß jedermann die Probleme des Faches, das ihm am nächsten steht, darin behandelt finden wird. Die Einheitlichkeit wird durch die gemeinsame Beziehung zur PSYCHOANALYSE gewahrt werden, durch die jedes Problem in neue Zusammenhänge eingefügt wird.

REDAKTION UND VERLAG.

„IMAGO" erscheint vorläufig SECHSMAL jährlich im Gesamtumfang von etwa 30 Bogen und kann für M. 15·— = K 18·— pro Jahrgang durch jede gute Buchhandlung sowie direkt vom Verlage HUGO HELLER & CIE. in Wien, I. Bauernmarkt 3, abonniert werden.

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR SIGM. FREUD

REDIGIERT VON

OTTO RANK u. DR HANNS SACHS

I. BAND



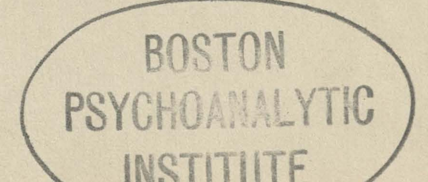
1912

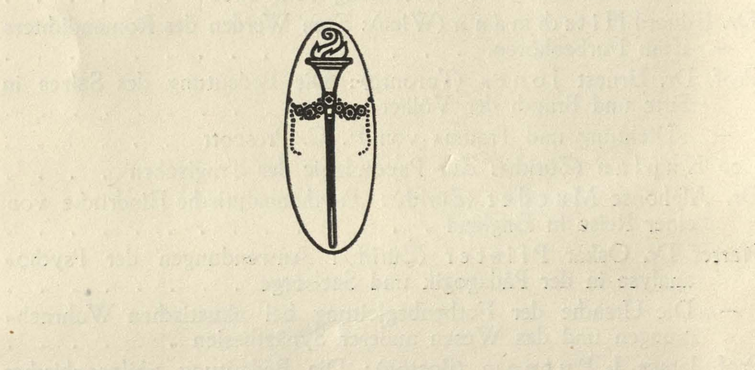
HUGO HELLER & CIE

LEIPZIG u. WIEN · I · BAUERNMARKT 3

Inhaltsübersicht des I. Jahrganges 1912.

Seite







IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHO-ANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN
HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR S. FREUD

I. 1. SCHRIFTLEITUNG: OTTO RANK / DR. HANNS SACHS 1912

Entwicklung und Ansprüche der Psychoanalyse

Die Kenntnis der Entstehung und des Aufbaues einiger bisher rätselhafter Nervenkrankheiten, der sogenannten Psychoneurosen, und die aus dieser Kenntnis geschöpfte Heilungstechnik hat anscheinend kaum das Recht, außerhalb der ärztlichen Fachwelt Interesse zu beanspruchen, geschweige denn, sich die Fähigkeit zuzuschreiben, auf die Geisteswissenschaften befruchtenden Einfluß auszuüben. Wenn die Psychoanalyse dennoch solche Ansprüche geltend machen kann, so ist dies darin begründet, daß sie die Beschränkung auf das pathologische Gebiet, dem sie ihre Entstehung verdankt, abgestreift und das dort zuerst Gefundene erfolgreich auf die Vorgänge und Erzeugnisse des normalen Seelenlebens angewandt hat. Durch den Ausbau, den sie in dieser Richtung, unterstützt von zahlreichen Mitarbeitern, im Laufe ihrer Entwicklung erhalten hat, darf sie heute als vollwertige Psychologie gelten, die nicht auf das Laboratorium beschränkt, sondern auf alle seelischen Phänomene, wie sie das reale Leben hervorbringt, anwendbar ist. Von der Einzelpsyche aber läßt sich unschwer der Übergang zu dem Verständnis der Kulturformen als Niederschlag des Zusammenwirkens zahlloser Einzelseelen finden. Diesen Entwicklungsgang kurz zu schildern und dabei die Stellen anzuzeigen, wo unseres Erachtens die Wege in die Zukunft abzweigen, soll die Aufgabe der folgenden Blätter sein.

Im Jahre 1880 machte ein Wiener Arzt, Dr. Josef Breuer, an einem schwer hysterischen Mädchen, das er mit Zuhilfenahme der Hypnose behandelte, eine Entdeckung, die zur Grundlage für ein neues Heilverfahren geeignet schien. Er fand nämlich, daß ihre Krankheitserscheinungen schwanden, nachdem die Patientin in der Hypnose die vergessene Veranlassung für das erste Auftreten dieses Symptoms in ihrem Gedächtnisse wieder aufgefunden und die Gemütsbewegung, welche bei jenem ursprünglichen Anlasse aus irgend

einem Grunde nicht zum Ablauf gekommen war, nun bei der Erzählung völlig durcherlebt (abreagiert) hatte. Diese Erfahrung teilte Dr. Breuer einem jungen Kollegen mit, der bei Charcot und Bernheim mit den rätselhaften Erscheinungen der Hypnose und Suggestion vertraut geworden war. Aus dem anfänglichen Mitarbeiter Breuers wurde der Schöpfer der psycho-analytischen Methode und Begründer einer neuen Auffassung des Seelenlebens, Sigmund Freud.

Bei seiner Fortsetzung der Versuche Breuers schaltete Freud bald die Anwendung der Hypnose aus. Zunächst schien es allerdings recht aussichtslos, von dem Kranken ohne Veränderung seines Bewußtseinszustandes Erinnerungen erfahren zu wollen, die er in seinem Gedächtnisse nicht mehr auffinden konnte. Da jedoch durch die Erfahrung Breuers bewiesen war, daß jene vergessenen Eindrücke im Seelenleben des Kranken auch bei normalem unveränderten Bewußtseinszustand noch wirksam seien, folgerte Freud, daß hier nur ein das Bewußtsein des Kranken täuschender Anschein des Vergessens vorliege und daß es eine Methode geben müsse, dies Vergessene auch ohne Hypnose wieder bewußt zu machen. Er sah sich vor die Aufgabe gestellt, die Kraft zu finden und zu überwältigen, welche jene wichtigen und wirksamen Erinnerungen vom Bewußtsein fernhielt. Woher diese Kraft stammte, ergab sich aus der Natur der mit der Methode Breuers aufgedeckten unbewußten Erinnerungen. Es waren Eindrücke und Gedankenzüge, die den Kranken mit ihrer Persönlichkeit unvereinbar dünkten und deshalb bei ihrem Auftreten als peinlich, ja unerträglich zurückgewiesen worden waren. Die Folge dieses peinlichen Gefühles war die Bemühung, die anstößige Vorstellung der Aufmerksamkeit zu entziehen, sie aus dem Bewußtsein zu verdrängen, wodurch die befreiende Abfuhr der dazugehörigen Affekte verhindert wurde. Nun war es auch verständlich, in welchem Zusammenhange die verdrängten, unbewußt gewordenen Erinnerungen mit den Symptomen standen. Da diese verschwanden, sobald jene Erinnerungen bewußt geworden waren, so mußten sie wohl als Ersatz für das aus dem bewußten Seelenleben Verschwundene, aber offenbar in der Verdrängung Fortwirkende gedient haben. Die Affekte werden also dieser Anschauung zufolge niemals völlig vernichtet, sondern nur verändert, von den Vorstellungen, mit denen sie ursprünglich verknüpft waren, getrennt, um bei entsprechender Veranlagung ins Körperliche umgesetzt (konvertiert) zu werden, wie bei der Hysterie oder auf rein psychischem Gebiet zu verbleiben und sich mit anderen Vorstellungen zu verlöten, woraus sich beispielsweise die Absurdität mancher Zwangsvorstellungen erklärt. Es ergab sich hier eine beachtenswerte Analogie zu der auf physikalischem Gebiet bekannten Erhaltung und Umsetzung der Kräfte im seelischen Mikrokosmus.

Da jene verdrängten Vorstellungen für das Seelenleben des Kranken so ungemein bedeutsam geworden waren, ließ sich an-

nehmen, daß sie auf die Richtung des psychischen Apparates bestimmenden Einfluß üben würden, sobald die gewohnten Zielvorstellungen des zweckmäßigen Denkens abgestellt waren. Der Psychotherapeut ließ den Patienten den unmittelbar nächsten »freien« Einfall, der sich seinem Bewußtsein darbot, aussprechen, ohne Rücksicht darauf, ob dieser mit dem Gesuchten zusammengehörig schien oder nicht. Wenn nur der Patient alle seine Einfälle brachte und sie nicht unterdrückte, wenngleich sie ihm unpassend, sinnlos, ja peinlich erschienen, konnte stets der Nachweis gelingen, daß diese scheinbar willkürlich gewählte und zusammenhanglose Masse untereinander und mit dem Verdrängten assoziativ verknüpft war, so daß am Schlusse der Gedankenkette das Verdrängte selbst aufgefunden wurde. Der Einfall war also durch die verdrängten »Komplexe« determiniert und keineswegs willkürlich, wie es die allgemeine Anschauung voraussetzt, nach der statt des gegebenen Einfalles ebenso gut ein anderer hätte kommen können. Diese fundamentale Arbeitshypothese der Psychoanalyse wurde durch die Assoziationsexperimente der Züricher Schule in ihrer vollen Berechtigung exakt erwiesen, und damit hatte das längst allgemein postulierte Gesetz der Kausalität, das die strenge Notwendigkeit und Gebundenheit alles Geschehens, auch des scheinbar zufälligsten, durch den zureichenden Grund ausspricht, auch für das psychische Leben Geltung gewonnen. Aus diesem Gesetze folgt die für unsere ganze Auffassung des Seelenlebens bedeutungsvolle Annahme, daß das vom Analysanden gelieferte Material nichts anderes enthalten könne, als Abkömmlinge des Verdrängten in verschiedenen Graden der Entfernung; oder richtiger, daß es zwar das Verdrängte enthalte, aber nicht in der ursprünglichen, dem Bewußtsein unerträglichen Gestalt, sondern in verhüllter und entstellter Form. Dieselbe Kraft, die einst die Verdrängung verursacht hatte, war jetzt als Widerstand gegen die Rückkehr aus der Verdrängung tätig und je nach ihrer Intensität mußte die Verhüllung und Entstellung stärker oder schwächer ausfallen. Wer versuchen will zu deuten, darf diese Wirksamkeit des Widerstandes nie aus dem Auge verlieren und muß das ihm vorliegende Material etwa so auffassen, wie man eine Zeitung liest, die sich in einem Lande mit strenger Preßzensur über verbotene Gegenstände äußert und dabei die Form der Anspielung, Ironie (Darstellung durch das Gegenteil) etc. zu Hilfe nimmt. In einem solchen Blatte darf man auch nicht das Wichtigste im Leitartikel suchen; dieser wird ganz farblos sein und das Revolutionäre, um dessentwillen das Blatt geschrieben wurde, wird sich in die scheinbar belanglosesten Notizen verstecken müssen, die für den Uneingeweihten mit Politik gar nichts zu tun haben.

Die auf Grund dieser Voraussetzungen durch mühselige Erfahrung und Einzelbeobachtung gewonnene Deutungstechnik ermöglicht eine sorgfältige Erforschung der Beschaffenheit jener verdrängten Vorstellungen, die vom Bewußtsein ausgeschlossen werden

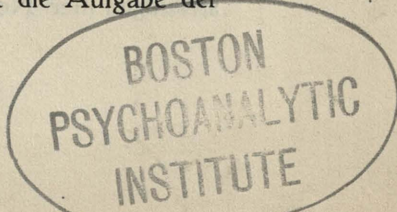
mußten; sie erwiesen sich sämtliche stets und ausnahmslos als dem Kreise des Geschlechts- und Liebeslebens, also der Sexualität entstammend, wobei dieser Begriff im allerweitesten Sinne zu nehmen ist. Es sind damit nicht nur die unzweideutig geschlechtlichen Vorgänge gemeint, sondern auch ihr Anteil an allen seelischen Regungen bis in seine feinsten Verzweigungen und entferntesten Ausläufer mitinbegriffen, wie wir sie mit dem zum Ausdrucke so verschiedenartiger Regungen verwendeten Worte Liebe bezeichnen.

Das von der kathartischen Heilungsmethode Breuers ausgegangene vertiefte Studium einer Reihe sonderbarer und bisher von den Ärzten unverstandener Nervenkrankheiten hatte also zunächst zur Einsicht geführt, daß diese die Umgebung so absurd und überflüssig anmutenden Leiden höchst sinnreich, bedeutungs- und absichtsvoll seien, wenngleich dem Kranken selbst das Verständnis für seine Leistung unzugänglich war. Die erste Überraschung und Nötigung zur Selbstbesinnung erlebte die Psychoanalyse mit der unerwarteten Entdeckung, daß alle jene seelischen Eindrücke und Vorgänge, welche als Ursachen der Gemütserkrankung erkannt worden waren, sich bei normal gebliebenen und selbst zu besonders hohen Leistungen befähigten Menschen im gleichen Ausmaße nachweisen ließen. Die hysterische Konversion war nur ein Zerrbild dessen, was wir alle als den normalen körperlichen Ausdruck der Gemütsbewegung empfinden, die Verdrängung unlustbetonter Vorstellungen ist uns allen im Beiseiteschieben unerwünschter Erinnerungen und ihrem Erfolg, dem Vergessen, geläufig, der durch konventionelle Rücksichten gehemmten Mitteilung in der Form der indirekten Darstellung, der Anspielung etc., bedienen wir uns beständig im gesellschaftlichen Verkehr. Das Seelenleben des Gemütskranken zeigt uns diese wie alle anderen seelischen Erscheinungen nur in krasser Übertreibung, und erleichtert uns eben damit den Einblick in die Mechanik des gesamten seelischen Geschehens. Waren so die rätselhaften »Nervenkrankheiten«, denen man bisher durch scharfe Kontrastierung zum Normalen verständnislos und überlegen lächelnd gegenüberstand, durch ihre Annäherung an normales Geschehen dem Verständnis näher gebracht worden, so warfen anderseits die pathologisch verzerrten Vorgänge im Neurotiker ein klärendes Licht in die dunklen Tiefen unserer Seelenvorgänge.

Die Psychoanalyse erst hat das unbewußte Seelenleben im Menschen in seinem vollen Umfang und in seiner ganzen Bedeutung erschlossen. Wohl hatten schon die Philosophen von einem Unbewußten gesprochen, aber sie verstanden darunter nur gleichsam ein jederzeit zugängliches Gedankenreservoir, welches zur Entlastung des mit einem geringen Fassungsraum begabten Bewußtseins diene. Das psychoanalytisch erschlossene Unbewußte ist dagegen dem Individuum völlig unzugänglich und sein Inhalt ist dem Bewußtsein, wenn es ihn zu fassen bekommt, so fremd, ja oft unerträglich, daß es ihn zunächst gar nicht als sein psychisches

Eigentum anerkennen kann. Mit vollem Recht wird man hier die Frage an uns stellen, woher wir denn das alles wissen, wenn doch das Unbewußte ein seelisches Gebiet darstellen soll, wohin — gleich wie zu den Müttern — kein Sterblicher zu dringen vermag. Zum Glück gibt es eben auch hier einen Schlüssel, der das dem Uneingeweihten verschlossene Geisterreich öffnet: eben die psychoanalytische Methode. Wurde sie an den tief im Unbewußten wurzelnden Krankheitsursachen der Neurose ausgebildet und erprobt, so durfte sie sich bald an das Studium des Unbewußten im Normalen wagen. Den Schlüssel hatte man wohl, allein es fehlte hier der Zugang, den der Neurotiker in seinen quälenden und aufdringlichen Symptomen bot. Doch war auch hier nur ein wenig Selbstvertrauen erforderlich, wie es die Psychoanalyse doch schon gewonnen hatte, um zu erkennen, daß auch unser korrektes und scheinbar nur von logischen Erwägungen geleitetes Denken und Handeln doch an unzähligen, wenn auch oft unscheinbaren Stellen die geheimnisvolle Einwirkung irgend welcher seelischer Mächte verrate, die dem Betreffenden nicht bekannt waren. Jene harmlosen und kaum beachteten Fehlleistungen des täglichen Lebens, die einer ungenügenden Aufmerksamkeitsbesetzung zu entspringen scheinen, wie Versprechen, Vergreifen, Verschreiben etc., erwiesen sich als völlig determinierte Äußerungen eines unbewußten Gegenwillens, der störend in die Handlung einbrach. Beim Versprechen und Verschreiben wirkt z. B. oft die unterdrückte Tendenz, das Gegenteil von dem bewußt Gewollten zu äußern, bei dem Vergreifen ein Bedürfnis nach Schädigung anderer oder Selbstbestrafung mit. Aus solchen Fehlhandlungen ließ sich also ebenso wie aus dem »freien« Einfalle das Unbewußte erschließen, sobald das richtige Übersetzungsverfahren für die Sprache des Unbewußten gefunden war.

Ein weit allgemeineres, und bedeutsameres seelisches Phänomen, das schon seit den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit des Menschen erregt hatte, ließ sich nun auch verstehen, wenn man es ganz wie eines jener unsinnigen und zwecklosen »nervösen« Symptome ansah und die dort gewonnene Methode und Erkenntnis darauf anwendete. Es ist dies der Traum. An dem allen Menschen gemeinsamen Phänomen des Traumes läßt sich das Unbewußte am deutlichsten erkennen und am ausgiebigsten studieren. Natürlich ist auch hier Deutungsarbeit notwendig und wir dürfen bei dem, was beim Erwachen als Erinnerung haften bleibt — dem manifesten Trauminhalt — nicht stehen bleiben, sondern müssen durch die Analyse die dahinter liegenden Phantasien und Erinnerungen — die latenten Traumgedanken — aufzudecken suchen. Der Abstand zwischen dem manifesten Trauminhalt und den latenten Traumgedanken, der nie außer acht gelassen werden darf und dem die scheinbare Sinnlosigkeit des Traumes zuzuschreiben ist, wird durch die Widerstände hervorgebracht, die im Schlafzustande zwar bedeutend herabgesetzt, aber doch nicht völlig aufgehoben sind. Es ist die Aufgabe der



psychoanalytischen Deutungstechnik, die entstellende Wirkung dieser Kraft, die wir »Zensur« nennen, rückgängig zu machen und so den eigentlichen Sinn des Traumes wieder herzustellen.

Dabei zeigt es sich mit gesetzmäßiger Wiederkehr, daß dem Traum im letzten Grunde eine schon seit langem gehegte und der Verdrängung anheimgefallene Wunschregung zugrunde liegt, die eben die Triebkraft für das Zustandekommen des Traumes hergegeben hat. Sie verleiht den vom Tage her unerledigt gebliebenen und deswegen nach Ablauf verlangenden rezenten Wünschen, welche ihrerseits harmloser und indifferenter Natur sein können, aber meist erotischen und verbotenen Inhalt haben, die zur Traumbildung erforderliche psychische Intensität. Der Traum ist demnach eine Wunscherfüllung, welche aber gleichzeitig den Anforderungen verschiedener psychischer Schichten genügen muß, da er die Wünsche des Tages und jene der Kindheit, die letzteren allerdings meist nur in sorgfältigster Verhüllung, als erfüllt darstellt.

An der Traumentstellung wirkt nicht bloß die endopsychische Zensur mit, sondern noch eine Reihe anderer Bedingungen, denen der Traum genügen muß, um bewußtseinsfähig werden zu können. Das überaus reichhaltige und weitverzweigte Material der latenten Traumgedanken muß stark konzentriert »verdichtet« werden; dies geschieht durch Zusammenziehung des Gleichartigen oder Ähnlichen, wobei selbst die oberflächlichsten Beziehungen, wie z. B. ein Silbengleichklang, zur Darstellung des tiefer liegenden ernsten Zusammenhanges benützt werden können; wo solche oberflächliche Verbindungen und Wortbrücken nicht bestehen, werden sie künstlich herzustellen gesucht, was dem Traum und der seiner Arbeit nachspürenden Deutung nicht selten den Anschein des Gesucht-Witzigen verleiht. Da das Gedankenmaterial hauptsächlich in visuellen Bildern wiedergegeben werden muß, wird die Traumarbeit durch die Rücksicht auf Darstellbarkeit zur Auslassung der logischen Relationen der Traumgedanken untereinander genötigt. Auch die wichtigste Ausdrucksform, die des Wunsches, kann nicht als solche, als Optativ, wiedergegeben werden, sondern nur so, daß das Gewünschte als bereits eingetreten zur Darstellung gelangt. Ferner findet eine Verschiebung der psychischen Wertigkeit innerhalb des Materiales statt, infolge deren das in den Traumgedanken Wichtigste im Trauminhalte oft nur durch ein Detail angedeutet ist, während Nebensächlichkeiten, wenn sie sich nur als Knotenpunkte, in denen mehrere Gedankenzüge zusammentreffen, brauchbar erwiesen, zu großer Deutlichkeit und ausführlicher Behandlung gelangen. In dieser Affektverschiebung des Traumlebens hatte man das normale Vorbild und zugleich den Beweis für die Möglichkeit der pathologisch wirkenden gewaltsamen Trennung des Affektes von seiner Vorstellung gefunden, welche die logischen und sinnreichen Traumgedanken in gleicher Weise unverständlich macht wie die sonderbaren Zwangsvorstellungen der Neurotiker oder die Wahnbildungen Geisteskranker.

Ebenso fand aber auch der Versuch der Kranken, diesen unverstandenen Bildungen ein logisches Gepräge zu verleihen, sein Vorbild in der beim Traumleben sogenannten »sekundären Bearbeitung«, welche sich bemüht, die heterogenen Bestandteile zu einem einheitlichen und zusammenhängenden, manchmal sogar scheinbar logischen Gebilde zu fügen. An dieser Arbeit, die bald besser, bald schlechter gelingt, hat die Zensur wiederum großen Anteil, die überhaupt bei allen diesen Vorgängen für ihre Entstellungs- und Verhüllungstendenzen zu gewinnen sucht.

Wie sich das beim Neurotiker zu pathologischer Wirksamkeit gelangte Unbewußte als unser eigentlichster Seeleninhalt offenbarte, demgegenüber das Bewußtsein nur wie ein Sinnesorgan zur Aufnahme der psychischen Qualiäten erschien, so erwies sich bald auch die absichtliche Verdrängung einer Vorstellung aus dem Bewußtsein nur als ein Spezialfall des normalerweise automatisch funktionierenden Verdrängungsmechanismus im Dienste der psychischen Selbsterhaltung. Beide, die neurotische und die normale Verdrängung, sind aber nur möglich auf Grund eines älteren, allen Menschen gemeinsamen Verdrängungsprozesses, der die Einordnung unseres primitiverweise nur auf Lust und Eigennutz arbeitenden Trieblebens in die auf den teilweisen Verzicht des Einzelnen aufgebaute Kultur ermöglicht. Dem Neurotiker war die Spezialverdrängung eines einzelnen unlustbetonten Komplexes nur mißlungen, und sie mußte ihm mißlingen, weil er bereits an der schon früher an ihn herangetretenen ersten Verdrängungsleistung gescheitert war. Diese zu jeder normalen Entwicklung notwendige Umwandlung und Verdrängung der primitiven Triebregung ist das Vorbild des eingangs geschilderten, für die Verursachung der Neurose maßgebenden Verdrängungsvorganges; die Verdrängung des Neurotikers ist ein Zurückgreifen auf jenen Kindheits-Mechanismus. Das sonderbare Vergessen der Kindheits-Eindrücke, auch jener, die das Kind schon richtig aufzufassen und voll zu werten verstand, ist die Vorbedingung jenes zu pathologischer Wirkung befähigten »Vergessens« traumatischer Erlebnisse, welches durch die Psychoanalyse wieder aufgehoben werden kann. Die Bewältigung dessen, woran der Neurotiker scheitert, gestattet dem Normalen seine kulturelle Einordnung und Mitarbeit, ja unter besonders günstigen Umständen eine bedeutende Höherleistung. Welche Regungen für diesen Ausgang entscheidend sind, lehrt am deutlichsten das übertriebene Bild der Neurose, als deren Ursache sich in letzter Linie die Unfähigkeit des Ich herausstellte, mit seinem übermächtigen Sexualtrieb fertig zu werden. In der Neurose war dieser Kampf zu Ungunsten des Ich entschieden worden; dem Kulturmenschen gelingt zwar der Sieg, aber nur durch fortwährende Anstrengung in diesem nie völlig ausgetragenen Konflikte, dessen Aufrechterhaltung die Triebkraft für die ungeheuere Kulturmaschine liefert, die einen Teil dieser psychischen Energien in notwendige und nützliche Werte umsetzt, welche jedoch schließlich

wieder, wenn auch auf einem gewaltigen Umweg, der Lusterhöhung des Ich dienen sollen.

Es wurde bald klar, daß man all diese komplizierten Vorgänge, die man am fertigen Kulturmenschen kaum, am Neurotiker nur unter großen Schwierigkeiten verfolgen konnte, zu einer Zeit, wo der Ausgang des Verdrängungskampfes noch nicht entschieden war, am besten studieren könne: nämlich in der Kindheit. Der dunkle und auf mühsamen Wegen eruierte Inhalt des Unbewußten, sowie die schwer faßbaren Vorbedingungen der Verdrängung lagen im Kindesalter offen zu Tage, wenn man nur ein Auge dafür besaß. Die Tatsache, daß beim Neurotiker und in dem der Neurose am nächsten stehenden psychischen Phänomen, dem Traum, sich sexuelle Regungen durchzusetzen suchten, denen der erwachsene Kulturmensch zwar nur mehr mit Abscheu gegenübersteht, die er aber doch irgendwann einmal als die seinigen empfunden haben mußte, berechtigte zu der Annahme, daß die Keime und Anlagen zu allen sexuellen Triebregungen sich im Kinde in voller noch ungehemmter Deutlichkeit vorfinden.

Das Kindesalter ist keineswegs asexuell, vielmehr bestehen die später dem Sexualtriebe eingeordneten Regungen selbständig nebeneinander. Die Lust am Angriff und der Zufügung von Schmerzen (Sadismus) sowie ihr Gegenspiel (Masochismus), die Schau- und Entblössungslust (Voyeur und Exhibitionist), die Lust an den Entleerungsfunktionen und ihren Produkten (Koprophilie) und die unterscheidungslose Neigung zum eigenen wie zum fremden Geschlechte. Wollte man das Geschlechtsleben des Kindes mit der für die Erwachsenen geltenden Terminologie beschreiben, man müßte es als polymorph-pervers bezeichnen.

Natürlich äußert sich die kindliche Sexualität nicht in den uns beim Erwachsenen geläufigen Formen, insbesondere fehlt ihr die innige Beziehung zur Genitalzone und im frühesten Stadium auch zu anderen Personen. Zunächst sucht das Kind Lustbefriedigung am eigenen Körper, indem es die beim Saugen an der Mutterbrust sowie bei der Abgabe der Stoffwechselproduckte erfahrene Nebenlust, sich unabhängig von diesen Funktionen verschafft (z. B. das sog. Wonnesaugen). Bei diesen Befriedigungsweisen ist das Kind nur auf sich selbst angewiesen und von der Außenwelt, die es noch nicht zu beherrschen gelernt hat, völlig unabhängig, wir nennen dies die Periode der reinen Auto-Erotik.

Die oft schon in der Säuglingszeit auftretende Masturbation schließt sich an diese autoerotische Betätigung an. Alle jene Körperstellen, welche in der frühen Kindheit die Fähigkeit der Lustbefriedigung zu dienen besassen, verlieren diese auch im späteren Leben nicht. Sie büßen zwar ihre Selbständigkeit ein, sobald nach eingetretener Reife die Genitalzone das Primat erlangt hat und ordnen sich der beim Normalen an diese Zone geknüpften Endbefriedigung unter. Ihre Bedeutung aber liegt darin, daß sie diese

Endbefriedigung herbeiführen helfen, da durch ihre Reizung die zur endgiltigen Entladung notwendige Spannung hervorgerufen wird. Die Reizung jener der infantilen Lustbefriedigung dienenden Körperstellen (Kuß), die Befriedigung infantiler Partialtriebe (Schaulust, Bewältigungslust), funktionieren als Vorlust, das heißt, sie bieten einen kleinen Lustgewinn als Prämie, um den zur Erreichung der Endlust notwendigen Spannungsmechanismus in Tätigkeit zu setzen.

Sowie das Kind Verständnis und Anteil für seine Umgebung gewinnt, sucht es die Lustbefriedigung, die ihm ursprünglich sein eigener Körper gewährte, auch bei den ihm nahestehenden Personen. Das durch die Eltern und Pflegepersonen geweckte Zärtlichkeitsbedürfnis veranlaßt seelische und körperliche Liebesbetätigung, wobei das Gesetz der sexuellen Anziehung durch das andere Geschlecht in Geltung tritt: die Liebe des Sohnes gilt vor allem der Mutter, die der Tochter dem Vater. Diese Liebe, die mit der Überschwänglichkeit der Kinderseele die geliebte Person allein besitzen, mit niemand teilen will, führt zur Eifersucht gegen den Elternteil desselben Geschlechtes, sowie auch gegen die Geschwister, besonders gegen die jüngeren, nachkommenden, durch deren Geburt ein Teil der elterlichen Zärtlichkeit dem bisher ausschließlich geliebten Kinde entzogen wird. Die Abneigung gegen den Nebenbuhler äußert sich nicht selten in der Form, daß das Kind ihm den Tod wünscht. Die Vorstellung des Todes hat für das Kind nicht jene schreckliche Bedeutung wie für die Erwachsenen, es wünscht dabei nur das endgiltige Verschwinden des stärkeren Rivalen. Das Urbild der Wünsche jedes Sohnes ist der Ödipus der antiken Mythe, der den Vater erschlägt und die Mutter besitzt.

Da dieser Eifersucht jedoch die kindliche Liebe, die auch dem mindergeliebten Elternteil gegenüber noch hinreichend intensiv ist, entgegensteht, so ergeben sich hier die ersten Konflikte der kindlichen Seele, welche meist mit der Verdrängung der feindseligen Einstellung gegen die nächsten Angehörigen enden. Diese ersten Neigungen und Abneigungen sind, wie jeder vorurteilsfreie Beobachter des Kindesalters sich überzeugen kann, höchst leidenschaftlich und zeigen große Ähnlichkeit mit den Äußerungen der Verliebtheit bei Erwachsenen. Der kindliche Respekt, Pietät und Elternliebe sind nur die durch Erziehung verwandelten Überbleibsel dieser durchaus nicht von ethischen Motiven geleiteten, sondern zunächst libidinös betonten Beziehung. Die in der Kinderzeit vorgenommene erste Einstellung bleibt für Liebe und Haß des ganzen Lebens vorbildlich und ihre Bedeutung für späteres seelisches Geschehen kann nicht zu hoch angeschlagen werden.

Im Vater verehrt das Kind aber stets auch den mächtigen Herrscher, nach dessen Willen die Familie — und weiter erstreckt sich der kindliche Blick noch nicht — gelenkt wird. Der Vater wird zum Prototyp der Autorität, was er übrigens auch nach der historischen Entwicklung des Menschengeschlechtes gewesen ist; die

Gefühle der Ehrerbietung, die ihm gelten, werden auf die nach seinem Bilde geschaffenen Gestalten, König und Gottheit (Gottvater), übertragen.

Die Gespielen und Geschwister, auch wenn sie anfänglich nur als Rivalen galten, werden bald in den Kreis dieser Gemütsbeziehungen verflochten. Gegen sie wird hauptsächlich den aggressiven Neigungen, die den stärkeren Erwachsenen gegenüber nicht am Platze wären, freier Lauf gelassen, wie denn fast alle Kinderspiele auf ein Besiegen und Überwältigen abzielen. Diese im Spiel betätigte aggressive (sadistische) Auffassung wenden die Kinder auch auf den Sexualverkehr der Erwachsenen an, wenn sie, was häufiger geschieht als gemeiniglich angenommen wird, Gelegenheit haben, diesen ganz oder teilweise zu beobachten. Sie sehen darin etwas, was der stärkere Teil dem schwächeren mit Gewalt antut.

Auch die Frage »woher die Kinder kommen« beschäftigt den kindlichen Geist schon früh und intensiv. Die Storchfabel oder eine ähnliche von den Erwachsenen erzählte Unwahrheit hat zunächst nur die Folge, daß ihr Vertrauen in die Überlegenheit und Verläßlichkeit ihrer Umgebung zum erstenmal erschüttert wird. Dagegen bilden sie spontan gewisse typische Sexualtheorien, in denen stets die dem eigenen Triebleben des Kindes wichtigsten Körperstellen die Hauptrolle spielen. Durch diese Probleme und etwaige Beobachtungen erhält das Kind den Antrieb zur selbständigen Forschung, dessen Unterdrückung durch die Eltern zu einer folgenschweren Hemmung der kindlichen Wißbegierde und im späteren Leben oft zur Annahme des blinden Autoritätsglaubens führen kann.

Alle diese ersten Triebe und Affekte werden durch spätere Einflüsse keineswegs ausgelöscht und vernichtet; ein Strom, dem ein Damm entgegengesetzt wurde, wird dadurch nicht abgeschnitten, sondern muß sich für seine Wassermassen andere Wege finden und ein neues Bett bahnen. So verändern auch jene primären Triebe unter organischen und Erziehungseinflüssen ihre Form oder werden von den ursprünglichen, nun anstößigen Objekten abgetrennt und auf andere, höherwertige hingelenkt. Insbesondere muß die Libido von den Familienmitgliedern abgelöst werden, denn »Vater und Mutter zu verlassen«, d. h. das Hinaustreten aus dem Familienverband, ist die erste Forderung der beginnenden Kultur.

Die Weglenkung der Triebe vom grobsexuellen Gebiet auf ein dem gewonnenen sozialen Niveau angepaßtes höheres Befriedigungsobjekt nennen wir Sublimierung. Durch sie gewinnt der Einzelne seine Fähigkeit, an der Gesamtkultur mitzuarbeiten; wo sie nicht ausreichend gelingt und die infantilen Triebe sich an ihr Urobjekt klammern, tritt der Perverse und Verbrecher — Rückfälle in überwundene Zustände — in Erscheinung. Ein anderer Weg zur Einordnung ergibt sich für die verdrängten Triebe aus ihrer paarweisen Anordnung; jeder ist mit seinem Gegentriebe auf das

engste verbunden. Wenn einer der beiden sich als der Stärkere erweist und die Führung übernimmt, so wird der ihm entgegenwirkende verdrängt. Da diesem nun jede direkte Entladung verwehrt ist, äußert er sich durch die Verstärkung des ihm verbundenen Gegentriebes, der so zu abnormer Intensität und dominierender Stellung im Seelenleben gelangt. Dieser Vorgang — die Reaktionsbildung — ist neben der Sublimierung von entscheidendem kulturellem Werte. So wird ein zur Grausamkeit stark veranlagtes Kind, herangewachsen, diesen Trieb in kultureller Einordnung zu verwerten suchen, indem es etwa ein für sein wissenschaftliches Fach begeisterter Chirurg wird (Sublimierung), oder ein leidenschaftlicher Parteigänger des Tierschutzes und Humanitätsapostel (Reaktionsbildung). Der Schaulustige (Voyeur) wird sich, bei sonst günstiger Veranlagung, zur Auslebung seiner Triebe der bildenden Kunst zuwenden; wenn ihm aber infolge innerer oder äußerer Widerstände dieser Weg verschlossen ist, im Gefolge der Bändigung seines überstarken Instinktes besonders prüde und durch Wiedergabe des Nackten leicht entrüstbar werden. Durch die infantil-sexuellen Triebe und die Art ihrer Verwertung wird also der Charakter des Menschen in erster Linie bestimmt. Hier ist der Punkt, an dem eine einsichtsvolle Erziehung einzusetzen haben wird. Denn daß eine Lehre, die den Affekten und Erlebnissen des Kindesalters die größte Bedeutung für die Entwicklung des ganzen weiteren Lebens beimißt, der Pädagogik eine erhöhte Wichtigkeit bringen muß, ihr aber auch eine Reihe neuer Probleme zuführt, braucht kaum erst hervorgehoben werden.

Die entscheidende Umwälzung vollzieht sich in den Jahren vor der Pubertät; infolge der im Inneren sich abspielenden Wandlungen und Kämpfe, die der kulturellen Anpassung parallel laufen, hören die direkten Äußerungen des Sexualtriebes in dieser Periode anscheinend völlig auf, um erst in der Pubertät in erhöhter Stärke und verwandelter Form hervorzubrechen. Der Sexualtrieb des normalen Erwachsenen erschien auf Grund dieser Untersuchungen nicht wie bisher als etwas Einheitliches, sondern als die Zusammenfassung einer Reihe von Partialtrieben, die von der frühesten Kindheit an schon selbständig nebeneinander bestanden hatten, aber erst in der Pubertät, gleichzeitig mit der somatischen Reife der Geschlechtsorgane, zu einer Einheit verschmolzen wurden.

Erst durch das Gelingen dieser Zusammenfassung wird das entgegengesetzte Geschlecht zum ausschließlichen Sexualobjekt, der Geschlechtsakt zum Sexualziel. Wo sie infolge einer Entwicklungshemmung mißlingt oder später rückgängig gemacht werden kann, treten die als Perversionen gekennzeichneten Abweichungen an die Stelle des normalen Geschlechtslebens. Wird aber dieses Stehenbleiben oder Zurückfluten in die Perversion der Persönlichkeit unleidlich, so greift eben der Mechanismus der Verdrängung ein,

dessen Mißglücken wir als Urheber der Neurose ansehen müssen. Die Neurose erweist sich so als das Negativ der Perversion.

In dieser Latenzperiode zwischen der ersten sexuellen Hochflut (im Alter von 3—4 Jahren) und der zweiten, der Pubertät, betätigen sich die von der Außenwelt einstweilen abgeschnittenen Regungen in Phantasiebildungen. Die exotische Buntheit und verwirrende Vielgestalt dieser Tagträume ist ja bereits bekannt und in autobiographischen Kunstwerken wiederholt geschildert. Wie die Analyse ergeben hat, ist ihr eigentliches Wesen ein Kompromiß zwischen dem alten infantilen Begehren und dem erwachenden Streben nach den Zielen des vollwertigen Kulturmenschen. Ihre enge Verbindung mit der infantilen Sexualität bringt es mit sich, daß sie im Laufe der ausreifenden Entwicklung allmählich mit ins Unbewußte hinabgezogen werden. Diese Tagträume behandeln meist das Verhältnis zur Familie, auf dessen libidinöse Färbung die Verdrängung eben entscheidend einwirkt. Das kindliche Befriedigungserlebnis, das sich damals in der Realität nicht erreichen ließ, wird nun in einer Phantasie, in der das Anstössige aber nicht mehr hüllenlos auftreten darf, durchlebt. Die schon geschilderte übertriebene Wertschätzung der Eltern kehrt in deren Darstellung als im Guten und Bösen übermächtige Gestalten (Könige, Zauberer, Feen etc.) wieder. Die bösen Wünsche des Phantasierenden werden der Gestalt, der sie gelten, zugeschoben und so entstehen die allen Mythen und Märchen gemeinsamen Figuren von dem bösen König, der den Sohn oder Enkel, der bösen Königin, die die Tochter oder Stieftochter verfolgt. Diese Phantasien, die der Träumer in einen einheitlichen Zusammenhang bringt, so daß sie einen größeren »Familienroman« bilden, behalten ihre dominierende Stellung solange, bis die realen und erlaubten Objekte der Liebeswahl Bedeutung gewinnen; bei dieser Wahl wirken sie dann meist so mit, daß die unauslöschliche Fixierung an die Eltern bestimmend wird, da das Mädchen sich den Gatten nach dem Ebenbild des Vaters wählt und der Jüngling die Mutter in der Geliebten wiederzufinden sucht.

Die scheinbar untergegangenen Triebregungen der Kinderzeit sind also noch im Erwachsenen unterirdisch tätig und wirken bestimmend auf seine Handlungen, seinen Charakter, und alle seine Äußerungen ein; die alte Kinderlust wird aber weder im normalen Sexualleben, noch in der durch Sublimierung oder Reaktionsbildung erzielten umgewandelten Form restlos befriedigt und sucht dort Durchbruchsstellen, wo die durch die Kulturanforderungen geschaffenen Widerstände am schwächsten sind. Was sich so innerhalb des individuellen Seelenlebens in den für solche Durchbrüche geeigneten Sonderzuständen des Traumes und der Neurose abspielt, das erscheint im Seelenleben der gesamten Menschheit, dessen Ausdruck der Kulturfortschritt ist, in gleicher Weise wieder. Dieselben Konflikte, an denen der Neurotiker scheitert und an deren Bewältigung

der Normale zeitlebens mit mehr oder weniger Erfolg arbeitet, schaffen sich in Religion, Mythus und Kunst gewaltige Durchbruchsgebilde für die im praktischen Kulturleben unverwertbar gewordenen mächtigen Triebregungen. Diese Gebilde der Völkerphantasie dienen wie Traum und Neurose der Befriedigung aller zur Verdrängung verurteilten Triebe, nur sind sie zum Unterschied vom asozialen Traum und der antisozialen Neurose vollkommen gelungene und sozial angepaßte Leistungen, in denen trotz ihres egoistischen Ursprunges jeder Einzelne Rechtfertigung, Trost und Befriedigung findet und die darum als höchstwertiger Besitz der Menschheit in die Gesamtkultur aufgenommen und eingefügt werden. Es ist daher kein Zufall, daß sie in weitem Ausmaße gewissen typischen Träumen entsprechen, die bei verschiedenen Menschen stets in gleicher oder ähnlicher Bedeutung wiederkehren und offenbar aus den typischen Triebregungen und Komplexen des untergegangenen Kinderseelenlebens entstanden sind. So können wir die Träume vom Geschlechtsverkehr mit der Mutter und dem Tode des Vaters, die so häufig erzählt und schon aus der Antike mehrfach berichtet werden, nur aus dem Elternkomplex und den ihm entspringenden typischen Kindheitswünschen verstehen, die ebenso in der unvergänglich wirksamen Ödipus-Sage und -Dichtung ihren allgemein-menschlichen Ausdruck gefunden haben. Die dem Menschenleben Richtung gebenden Affekte und Leidenschaften erfüllen nicht nur die Phantasie des Schlafes, die wir Traum nennen, sondern auch jede andere Betätigung der Einbildungskraft, die ja stets nur den Endzweck hat, die Befriedigung der von der Realität unerfüllt gelassenen Wünsche darzustellen. Bei jenen Menschen, denen sich das Dasein fast völlig im Phantasieren auflöst, deren Phantasien aber dafür so mächtig und gestaltungsfähig sind, daß sie noch das Gemüt der Nachwelt befreiend zu erschüttern vermögen, bei den Künstlern also, wird diese ewige Menschheitssehnsucht ihre reinste und vollste Ausprägung finden. Die Verhüllung der verdrängten Wünsche muß hier natürlich weit sorgfältiger und komplizierter sein, da die Phantasien der Kritik der vollwertigen, nicht durch den Schlafzustand herabgesetzten Zensur standhalten müssen. Ein hohes Maß der Befriedigung wird also durch ein Kunstwerk dann erzielt werden, wenn es die vom Verdrängten angestrebten Situationen möglichst getreu verwirklicht und zugleich eine so gut gelungene Einkleidung zu finden wußte, daß die im bewußten Seeleben herrschenden Mächte keinen Anstoß nehmen können. Die »sekundäre Bearbeitung« nimmt entsprechend dem größeren Bewußtseinsanteil einen ungleich weiteren Spielraum als beim Traum in Anspruch. Doch ist jener durch das Spiel der intellektuellen Kräfte beim Künstler und Geniesser erzeugte Eindruck stets nur scheinbar der eigentliche Genußbringer, in Wirklichkeit kommt ihm nur die Funktion der Vorlust zu und die eigentliche, oft die Seele in ihren Tiefen aufrührende Lust wird durch die Möglichkeit der Affektabfuhr für die sonst in den Fesseln

der Verdrängung liegenden Urtriebe erzeugt. Diese Erledigung ohne Kampf mit der Zensur wird als Reinigung der Seele von den Schlacken der Leidenschaft empfunden: die Wirkung der Tragödie zumindest hat schon Aristoteles als Reinigung — καθαρσις — geschildert.

Als eine andere Ausdrucksform, die dem modernen Kultur-menschen, auch wenn ihm die künstlerische Veranlagung mangelt, die Möglichkeit bietet, seinen verdrängten Komplexen Luft zu machen, haben wir den Witz würdigen gelernt. In ihm kann sich der sonst gehemmte Aggressionstrieb teilweise ausleben; insbesondere gibt die Zote die Möglichkeit, eine durch die Dazwischenkunft eines Dritten in der Realität unmöglich gemachte sexuelle Aggression in der Phantasie trotzdem weiterzuführen und sogar den Störer zum Mitgeniesser und Bundesgenossen zu machen. Zum Gelingen der Verhüllung trägt beim Witz in ähnlicher Weise wie beim Kunst-werk vor allem die Form bei, die an und für sich schon lust-erweckend ist und der beim Genuß die Aufgabe zufällt, durch Dar-bietung einer Vorlust-Prämie den Trieb zur Erreichung der Endlust anzuspornen; eine ähnliche Aufgabe also, wie sie beim Sexual-Genuß des Erwachsenen die Reste der infantilen Befriedi-gungsformen erfüllen müssen. Auch die Freude an der Form stammt, soweit sie nicht durch Ersparung von eigenem psychischen Kraft-aufwand gewonnen wird, ebenso wie die sexuelle Vorlust aus kind-lichen Lustquellen, so z. B. der Reim und das Wortspiel, die aus dem Kindervergnügen am Wortgleichklange hervorgegangen sind. Andere Darstellungsmittel, deren sich Kunstwerk und Witz in ähn-licher Weise wie der Traum bedienen, sind ferner Verdichtung und Verschiebung.

Ein Mittel der verhüllenden Darstellung verdrängter Komplexe und wohl das wichtigste von allen, weil wir es bei jeder Äußerung des Unbewußten am Werke finden, ist die Symbolik. Sie wurde durch die Traumdeutung zuerst als Lieblingssprache des Unbewußten erkannt und verdient schon wegen ihrer Wiederkehr in fast allen Äußerungen des seelischen Geschehens das eingehendste Studium. In den Kindheitszeiten der Menschheit, wo das begrifflich-abstrakte Denken sich erst zu entwickeln begann, spielten sich die meisten Denkvorgänge durch Vermittlung symbolischer Vorstellungen ab. Wir finden die Symbolik deshalb in den Produkten jener Frühzeit am reichsten ausgebildet, also in kultischen Gebräuchen und religiösen Mythen, in Märchen und Heldensagen. Im Traum sinkt unsere Fähigkeit zur Herstellung begrifflicher Relationen auf die infantile Stufe zurück und bedient sich derselben Symbolik, wie jene Überreste des Geisteslebens der Vorzeit. Deshalb lassen sich bei ihnen, wie beim Kunstwerk, auch weitgehende Analogien mit dem Traum finden und die am Traumleben gewonnene ana-lytische Einsicht in das Wesen der Symbol-Bildung und -Verwertung läßt sich erfolgreich auf jene Erzeugnisse der Völkerpsyche anwenden. Auch sie drücken in einer, der jeweiligen Höhe des kulturellen

Niveaus entsprechenden Verhüllung verdrängte Wünsche aus, nur sind sie nicht das Produkt einer Einzelpsyche, sondern einer durch gemeinsames Suchen nach derselben Lustquelle zu einer Einheit verschmolzenen Menge. Im Laufe der Überlieferung erleiden sie stets neue Überlagerungen und Entstellungen, so daß ihr ursprünglicher Sinn ohne Kenntnis der psychoanalytischen Deutungstechnik, insbesondere aber der Symbolik, nicht mehr erschlossen werden kann.

Ein bedeutender Teil dieser symbolischen Darstellungen in Kult und Mythus beschäftigt sich mit den Zeugungsorganen und dem Zeugungsakte, die auf älteren Kulturstufen als Freudenbringer und Lebensspender kat' exochen göttlich verehrt wurden, wie der Phallus- und Lingamkult und zahllose andere Beispiele beweisen. Je höher die Ansprüche der Verdrängung und damit der Scham stiegen, desto mehr wurde die Verehrung von dem ursprünglichen Objekt auf seine symbolische Wiedergabe verschoben; solche stellvertretende Symbole entwickelten sich infolgedessen in großer Fülle und Mannigfaltigkeit. Während das ursprünglich Verehrte immer mehr und mehr verhüllt wurde, wurde die Verhüllung immer intensiver verehrt. Die Symbole jener Genitalverehrung, wie z. B. die Schlange für das männliche und das in feierlichen Aufzügen herumgetragene Kästchen für das weibliche Zeugungsorgan, spielen in unseren Träumen noch dieselbe Rolle, die ihnen einst in den längst untergegangenen Geheimkulten offiziell zukam. Andere Symbole verbildlichen die geschlechtlichen Beziehungen, so der als Opfer- und Verehrungstier so häufige Stier die männliche Kraft, die Getreidekörner der eleusynischen Mysterien die Befruchtung des Weibes.

Wir haben gesehen, daß Mythen und Kulte dazu dienen, jenen Begierden durch die Phantasie und symbolische Ausübung eine Möglichkeit der Befriedigung zu schaffen, deren wirkliche Betätigung den Menschen von seinem Kulturniveau herabschleudern und wieder zum Wilden machen würden. Wo diese Sicherheitsventile nicht funktionieren, bleibt der Rückschlag in die überwundene Kulturstufe — die Perversion und das Verbrechen — nicht aus. In den ersten Epochen der Entwicklung fließen alle diese mit so wichtiger Aufgabe betrauten Schöpfungen der verdrängten Affekte in eine einzige zusammen: die Religion. Mythe und Kult sind ohne religiöse Tendenz kaum denkbar, aber auch bildende Kunst, Musik und Poesie stehen ursprünglich in ihrem Dienste und erhalten erst später selbständigen Wert. In der Religion sehen wir die erste und mächtigste Hüterin aller Kulturerrungenschaft, ihr liegt es ob, die gefährlichen antisozialen Triebe zu neutralisieren und dadurch die Hebung der Ethik zu ermöglichen. Eben deshalb liegt jeder Art Religionsübung eine Phantasie zugrunde, die im krassesten Gegensatze zu dem im Verhalten zur realen Umwelt geforderten Lustverzichte steht. Die Befriedigung, die jeder einzelne sich versagen muß, wird hinausprojiziert und dem Gotte angedichtet, um sie auf dem Wege der Identifizierung, der »Vereinigung mit der Gottheit«

doch noch zu genießen. Allmählich wird dann auch jenen Phantasien die anstößige Gestalt genommen, sie erhalten moralisierende Tendenz, aber die alten Affekte leuchten doch noch daraus hervor. Auch die Religion ist also eine der zahlreichen Kompromißbildungen: sie macht die Bahn zur höheren Gesittung frei und befriedigt heimlich die verdrängten Triebe. Gelegentlich kann eine solche Kompromißbildung aber auch mißglücken, so daß sie ihrem Zwecke gerade entgegenwirkt, und so hat auch die Religion gar oft zum Ausleben des kulturwidrigsten, sado-masochistischen Trieblebens, statt zu seiner Ablenkung und Sublimierung den Anlaß bieten müssen.

Rückblickend sehen wir nun den weiten Weg, den die Entwicklung der Psychoanalyse bereits zurückgelegt hat. Ursprünglich bloß im Dienste therapeutischer Interessen und deshalb streng an den Einzelfall gebunden, kam ihr bald eine Fülle von Bestätigungen und Anregungen von Seite jener Wissenschaften, die sich mit Gesamtheitsphänomenen beschäftigen. Mythologie und Folklore, Religionspsychologie und Rechtsgeschichte ergaben zahlreiche Parallelen. Doch beginnt das Verhältnis sich allmählich umzukehren und alle jene Wissensgebiete erhalten nun von der Psychoanalyse ihrerseits eine neue Methode zur Lösung ihrer eigenen Probleme. Da das Unbewußte an der Entstehung aller psychischen und Kulturgebilde, an Religion und Sitte, an Sprache und Recht mitgearbeitet hat, ist ihre völlige Durchleuchtung ohne Kenntnis der Arbeitsweise des Unbewußten unmöglich. Diese Kenntnis läßt sich aber nur an den Produkten des Unbewußten in der Einzelpsyche erwerben, vor allem an der Psycho-Neurose und am normalen Traumleben.

Alle die wechselnden Gestaltungen, die sich der Menschengeist im Laufe der Entwicklung vom primitiven Höhlenbewohner bis zum Kulturniveau unserer Zeit als Ausdrucksmittel seiner unsterblichen Wünsche und Affekte geschaffen hat, bilden zum größten Teil den Gegenstand, mit dem sich die Geisteswissenschaften beschäftigen. Für diese ist also die Beziehung auf das Seelenleben die gemeinsame Grundlage. Eine wirkliche Seelenkunde, die den aus den Tiefen des Unbewußten immer neu hervorsprudelnden Phantasieen den ihnen gebührenden weiten Geltungsbereich zuweist und sie durch all ihre Schichtungen und Bedeutungswandlungen hindurch auf ihre eigentlichen Wurzeln zurückzuführen vermag, muß deshalb alle Geisteswissenschaften befruchten und ihnen neue Probleme und neue Lösungen bringen.

In diesen Blättern soll der Beweis versucht werden, daß die Psychoanalyse bereits imstande ist, der ihr gestellten Aufgabe gerecht zu werden.

OTTO RANK. DR. HANS SACHS.

(Die ergänzende Bibliographie befindet sich am Schlusse des Heftes.)

Über einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker.

Von SIGM. FREUD.

I.
DIE INZESTSCHEU.

Einleitung.

Von allem Anfang an hat die psychoanalytische Forschung auf Ähnlichkeiten und Analogien ihrer Ergebnisse am Seelenleben des Einzelwesens mit solchen der Völkerpsychologie hingewiesen. Es geschah dies, wie begreiflich, zuerst nur schüchtern, in bescheidenem Umfange und ging nicht über das Gebiet der Märchen und Mythen hinaus. Die Absicht solchen Ausgreifens war keine andere als die, ihren an sich recht unwahrscheinlichen Resultaten durch solche unerwartete Übereinstimmungen Glaubwürdigkeit zu schaffen.

In den seither verflossenen anderthalb Jahrzehnten hat die Psychoanalyse aber Zutrauen zu ihrer Arbeit gewonnen; die nicht unansehnliche Schar von Forschern, die der Anregung eines einzelnen gefolgt sind, hat es zu einer befriedigenden Übereinstimmung in ihren Anschauungen gebracht, und nun scheint der Zeitpunkt günstig, um der über die Individualpsychologie hinausgreifenden Arbeit ein neues Ziel zu setzen. Es sollen nicht nur ähnliche Vorkommnisse und Zusammenhänge im Seelenleben der Völker aufgespürt werden, wie sie durch die Psychoanalyse beim Individuum ans Licht gezogen wurden, sondern auch der Versuch gewagt werden, was in der Völkerpsychologie dunkel oder zweifelhaft geblieben ist, durch die Einsichten der Psychoanalyse aufzuhellen. Die junge psychoanalytische Wissenschaft will gleichsam zurückerstatten, was sie in ihren Anfängen anderen Wissensgebieten zu danken hatte, und hofft, mehr wiedergeben zu können, als sie seinerzeit empfing.

Eine Schwierigkeit des Unternehmens liegt in der Qualifikation der Männer, welche sich dieser neuen Aufgabe unterziehen. Es wäre vergeblich zu warten, bis die Mythenforscher, Religionspsychologen, Ethnologen, Linguisten usw. den Anfang machen, psychoanalytische Denkweisen auf ihr eignes Material anzuwenden. Die ersten Schritte in all diesen Richtungen müssen durchaus von jenen unternommen werden, die sich bisher als Psychiater oder Traumforscher in den Besitz der psychoanalytischen Technik und ihrer Ergebnisse gesetzt haben. Solche sind aber zunächst Laien auf anderen Wissensgebieten, und wenn sie mühselig einige Kenntnis darin erworben haben, Dilettanten oder im besten Falle Autodidakten. Ihre Leistungen werden Schwächen und Fehler nicht vermeiden können, welche der zünftige Forscher, der Fachmann, mit seiner Beherrschung des Materials und seiner Übung, es zu handhaben, leicht entdecken und vielleicht mit überlegenem Spott

verfolgen wird. Möge er in Erwägung ziehen, daß unsere Arbeiten ja nichts anderes bezwecken, als ihm die Anregung zu bringen, daß er selbst es besser mache, indem er an den ihm vertrauten Stoff das Instrument versucht, welches wir ihm leihen können.

Für die nachstehende kleine Arbeit muß ich aber noch eine andere Entschuldigung geltend machen, als daß sie den ersten Schritt des Autors bedeutet auf einem ihm bisher fremden Boden. Es kommt noch hinzu, daß sie infolge verschiedener äußerlicher Antriebe vorzeitig an das Licht der Öffentlichkeit gedrängt wurde, nach weit kürzerer Inkubationszeit als des Autors sonstige Mitteilungen, lange ehe ihm ermöglicht war, die reichhaltige Literatur des Gegenstandes durchzuarbeiten. Wenn ich trotzdem diese Veröffentlichung nicht aufgeschoben habe, so beschwichtigt mich die Erwägung, daß erste Arbeiten ohnedies meist darin fehlen, daß sie zuviel umfassen wollen und eine Vollständigkeit der Lösung anstreben, die, wie spätere Studien zeigen, fast niemals im ersten Anlauf zu erreichen ist. Es schadet also wenig, wenn man sich mit Absicht und Wissen auf eine kleine Probe beschränkt. Außerdem befindet sich der Autor in der Situation des Knaben, der im Walde ein Nest von köstlichen Beeren und guten Pilzen gefunden hat und nun den Gefährten ruft, ehe er selbst alle gepflückt hat, weil er sieht, daß er allein nicht imstande ist, die Fülle zu bewältigen.

Parallele der ontogenetischen und der phylogenetischen Entwicklung des Seelenlebens.

Für jeden an der Entwicklung der psychoanalytischen Forschung Beteiligten war es ein denkwürdiger Moment, als C. G. Jung auf einer privaten wissenschaftlichen Zusammenkunft durch einen seiner Schüler mitteilen ließ, daß die Phantasiebildungen gewisser Geisteskranker (Dementia praecox) in auffälligster Weise mit den mythologischen Kosmogenien alter Völker zusammenstimmten, von denen die ungebildeten Kranken eine wissenschaftliche Kunde unmöglich erhalten hatten*. Es war hiemit nicht nur auf eine neue Ursprungsquelle der sonderbarsten psychischen Krankheitsproduktionen hingewiesen, sondern auch in nachdrücklichster Weise die Bedeutung des Parallelismus zwischen ontogenetischer und phylogenetischer Entwicklung auch für das Seelenleben betont. Der Geisteskranke und der Neurotiker rücken somit in die Nähe des Primitiven, des Menschen entlegener Vorzeit, und wenn die Voraussetzungen der Psychoanalyse richtig sind, muß, was ihnen gemeinsam ist, auf den Typus des kindlichen Seelenlebens zurückführbar sein.

Bedeutung der wilden Völker für die Psychologie.

Den Menschen der Vorzeit kennen wir in den Entwicklungs-

---

* Auf dem Psychoanalytischen Kongreß in Nürnberg 1910. Der mit dem Vortrag Betraute war der seither verstorbene, hochbegabte C. Honegger. Jung selbst und seine Schüler (Nelken, Spielrein) haben die damals zuerst berührten Gesichtspunkte seither in anderen Arbeiten weiter verfolgt. (Vgl. Jung »Wandlungen und Symbole der Libido,« Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen, Band III, 1911).

stadien, die er durchlaufen hat, durch die unbelebten Denkmäler und Geräte, die er uns hinterlassen, durch die Kunde von seiner Kunst, seiner Religion und Lebensanschauung, die wir entweder direkt oder auf dem Wege der Tradition in Sagen, Mythen und Märchen erhalten haben, durch die Überreste seiner Denkweisen in unseren eigenen Sitten und Gebräuchen. Außerdem aber ist er noch in gewissem Sinne unser Zeitgenosse; es leben Menschen, von denen wir glauben, daß sie den Primitiven noch sehr nahe stehen, viel näher als wir, in denen wir daher die direkten Abkömmlinge und Vertreter der früheren Menschen erblicken. Wir urteilen so über die sogenannten wilden und halbwilden Völker, deren Seelenleben ein besonderes Interesse für uns gewinnt, wenn wir in ihm eine gut erhaltene Vorstufe unserer eigenen Entwicklung erkennen dürfen.

Wenn diese Voraussetzung zutreffend ist, so wird eine Vergleichung der »Psychologie der Naturvölker«, wie die Völkerkunde sie lehrt, mit der Psychologie des Neurotikers, wie sie durch die Psychoanalyse bekannt worden ist, zahlreiche Übereinstimmungen aufweisen müssen, und wird uns gestatten, bereits Bekanntes hier und dort in neuem Lichte zu sehen.

Aus äußeren wie aus inneren Gründen wähle ich für diese Vergleichung jene Völkerstämme, die von den Ethnographen als die zurückgebliebensten, armseligsten Wilden beschrieben worden sind, die Ureinwohner des jüngsten Kontinents, Australien, der uns auch in seiner Fauna soviel Archaisches, anderswo Untergegangenes, bewahrt hat.

Die Australier als Beispiel eines wilden Volksstammes.

Die Ureinwohner Australiens werden als eine besondere Rasse betrachtet, die weder physisch noch sprachlich Verwandtschaft mit ihren nächsten Nachbarn, den melanesischen, polynesischen und malaiischen Völkern erkennen läßt. Sie bauen weder Häuser noch feste Hütten, bearbeiten den Boden nicht, halten keine Haustiere bis auf den Hund, kennen nicht einmal die Kunst der Töpferei. Sie nähren sich ausschließlich von dem Fleische aller möglichen Tiere, die sie erlegen, und von Wurzeln, die sie graben. Könige oder Häuptlinge sind bei ihnen unbekannt, die Versammlung der gereiften Männer entscheidet über die gemeinsamen Angelegenheiten. Es ist durchaus zweifelhaft, ob man ihnen Spuren von Religion in Form der Verehrung höherer Wesen zugestehen darf. Die Stämme im Innern des Kontinents, die infolge von Wasserarmut mit den härtesten Lebensbedingungen zu ringen haben, scheinen in allen Stücken primitiver zu sein als die der Küste nahewohnenden.

Von diesen armen nackten Kannibalen werden wir gewiß nicht erwarten, daß sie im Geschlechtsleben in unserem Sinne sittlich seien, ihren sexuellen Trieben ein hohes Maß von Beschränkung auferlegt haben. Und doch erfahren wir, daß sie sich mit ausgesuchtester Sorgfalt und peinlichster Strenge die Verhütung

inzestuöser Geschlechtsbeziehungen zum Ziel gesetzt haben. Ja ihre gesamte soziale Organisation scheint dieser Absicht zu dienen oder mit ihrer Erreichung in Beziehung gebracht worden zu sein.

Der Totemismus.

An Stelle aller fehlenden religiösen und sozialen Institutionen findet sich bei den Australiern das System des Totemismus. Die australischen Stämme zerfallen in kleinere Sippen oder Clans, von denen sich jeder nach seinem Totem benennt. Was ist nun der Totem? In der Regel ein Tier, ein eßbares, harmloses oder gefährliches, gefürchtetes, seltener eine Pflanze oder eine Naturkraft (Regen, Wasser), welches in einem besonderen Verhältnis zu der ganzen Sippe steht. Der Totem ist erstens der Stammvater der Sippe, dann aber auch ihr Schutzgeist und Helfer, der ihnen Orakel sendet, und wenn er sonst gefährlich ist, seine Kinder kennt und verschont. Die Totemgenossen stehen dafür unter der heiligen, sich selbstwirkend strafenden Verpflichtung, ihren Totem nicht zu töten (vernichten) und sich seines Fleisches (oder des Genusses, den er sonst bietet) zu enthalten. Der Totemcharakter haftet nicht an einem Einzeltier oder Einzelwesen, sondern an allen Individuen der Gattung. Von Zeit zu Zeit werden Feste gefeiert, an denen die Totemgenossen in zeremoniösen Tänzen die Bewegungen und Eigenheiten ihres Totem darstellen oder nachahmen.

Der Totem ist entweder in mütterlicher oder in väterlicher Linie erblich; die erstere Art ist möglicherweise überall die ursprüngliche und erst später durch die letztere abgelöst worden. Die Zugehörigkeit zum Totem ist die Grundlage aller sozialen Verpflichtungen des Australiers, setzt sich einerseits über die Stammesangehörigkeit hinaus, und drängt anderseits die Blutsverwandtschaft zurück*.

An Boden und Örtlichkeit ist der Totem nicht gebunden; die Totemgenossen wohnen von einander getrennt und mit den Anhängern anderer Totem friedlich beisammen**.

* Frazer, Totemism and Exogamy, Bd. I, p. 53. The totem bond is stronger than the bond of blood or family in the modern sense.

** Dieser knappste Extrakt des totemistischen Systems kann nicht ohne Erläuterungen und Einschränkungen bleiben: Der Name Totem ist in der Form Totam 1791 durch den Engländer J. Long von den Rothäuten Nordamerikas übernommen worden. Der Gegenstand selbst hat allmählich in der Wissenschaft großes Interesse gefunden und eine reichhaltige Literatur hervorgerufen, aus welcher ich als Hauptwerke das vierbändige Buch von J. G. Frazer, »Totemism and Exogamy, 1910« und die Bücher und Schriften von Andrew Lang (»The secret of the Totem, 1905«) hervorhebe. Das Verdienst, die Bedeutung des Totemismus für die Urgeschichte der Menschheit erkannt zu haben, gebührt dem Schotten J. Ferguson Mc Lennan (1869—70). Totemistische Institutionen wurden oder werden heute noch außer bei den Australiern bei den Indianern Nordamerikas beobachtet, ferner bei den Völkern der ozeanischen Inselwelt, in Ostindien und in einem großen Teil von Afrika. Manche sonst schwer zu deutende Spuren und Überbleibsel lassen aber erschließen, daß der Totemismus einst auch bei den arischen und semitischen Urvölkern Europas bestanden hat, so daß viele Forscher geneigt sind, eine notwendige und überall durchschrittene Phase der menschlichen Entwicklung in ihm zu erkennen.

Wie kamen die vorzeitlichen Menschen nur dazu, sich einen Totem beizu-

Die Exogamie.

Und nun müssen wir endlich jener Eigentümlichkeit des totemistischen Systems gedenken, wegen welcher auch das Interesse des Psychoanalytikers sich ihm zuwendet. Fast überall, wo der Totem gilt, besteht auch das Gesetz, daß Mitglieder desselben Totem nicht in geschlechtliche Beziehungen zu einander treten, also auch einander nicht heiraten dürfen. Das ist die mit dem Totem verbundene Exogamie.

Dieses streng gehandhabte Verbot ist sehr merkwürdig. Es wird durch nichts vorbereitet, was wir vom Begriff oder den Eigenschaften des Totem bisher erfahren haben, man versteht also nicht, wie es in das System des Totemismus hineingeraten ist. Wir verwundern uns darum nicht, wenn manche Forscher geradezu annehmen, die Exogamie habe ursprünglich — im Beginn der Zeiten und dem Sinne nach — nichts mit dem Totemismus zu tun, sondern sei ihm irgend einmal, als sich Heiratsbeschränkungen notwendig erwiesen, ohne tieferen Zusammenhang angefügt worden. Wie immer dem sein mag, die Vereinigung von Totemismus und Exogamie besteht und erweist sich als eine sehr feste.

Machen wir uns die Bedeutung dieses Verbots durch weitere Erörterungen klar.

a) Die Uebertretung dieses Verbotes wird nicht einer sozusagen automatisch eintretenden Bestrafung der Schuldigen überlassen wie bei den anderen Totemverboten (z. B. das Totemtier nicht zu töten), sondern wird vom ganzen Stamme aufs energischeste geahndet, als gelte es, eine die ganze Gemeinschaft bedrohende Gefahr oder eine sie bedrückende Schuld abzuwehren. Einige Sätze aus dem Buch von Frazer* mögen zeigen, wie ernst solche Verfehlungen von

legen, d. h. die Abstammung von dem oder jenem Tier zur Grundlage ihrer sozialen Verpflichtungen und, wie wir hören werden, auch ihrer sexuellen Beschränkungen zu machen? Es gibt darüber zahlreiche Theorien, deren Übersicht der deutsche Leser in Wundt's Völkerpsychologie (Bd. II, Mythus und Religion) finden kann, aber keine Einigung. Ich verspreche, das Problem des Totemismus demnächst zum Gegenstand einer besonderen Studie zu machen, in welcher dessen Lösung durch Anwendung psychoanalytischer Denkweise versucht werden soll.

Aber nicht nur, daß die Theorie des Totemismus strittig ist, auch die Tatsachen desselben sind kaum in allgemeinen Sätzen auszusprechen, wie oben versucht wurde. Es gibt kaum eine Behauptung, zu welcher man nicht Ausnahmen oder Widersprüche hinzufügen müßte. Man darf aber nicht vergessen, daß auch die primitivsten und konservativsten Völker in gewissem Sinne alte Völker sind und eine lange Zeit hinter sich haben, in welcher das Ursprüngliche bei ihnen viel Entwicklung und Entstellung erfahren hat. So findet man den Totemismus heute bei den Völkern, die ihn noch zeigen, in den mannigfaltigsten Stadien des Verfalls, der Abbröckelung, des Überganges zu anderen sozialen und religiösen Institutionen, oder aber in stationären Ausgestaltungen, die sich weit genug von seinem ursprünglichen Wesen entfernt haben mögen. Die Schwierigkeit liegt dann darin, daß es nicht ganz leicht ist zu entscheiden, was an den aktuellen Verhältnisses als getreues Abbild der sinnvollen Vergangenheit, was als sekundäre Entstellung derselben gefaßt werden darf.

* Frazer, l. c. Bd. I., p. 54.

diesen, nach unserem Maßstabe sonst recht unsittlichen Wilden behandelt werden.

»In Australia the regular penalty for sexual intercourse with a person of a forbidden clan is death. It matters not whether the woman be of the same local group or has been captured in war from another tribe; a man of the wrong clan who uses her as his wife is hunted down and killed by his clansmen, and so is the woman; though in some cases, if they succeed in eluding capture for a certain time, the offence may be condoned. In the Ta-Ta-thi tribe, New South Wales, in the rare cases which occur, the man is killed but the woman is only beaten or speared, or both, till she is nearly dead; the reason given for not actually killing her being that she was probably coerced. Even in casual amours the clan prohibitions are strictly observed, any violations of these prohibitions »are regarded with the utmost abhorrence and are punished by death (Howitt).«

b) Da dieselbe harte Bestrafung auch gegen flüchtige Liebschaften geübt wird, die nicht zur Kindererzeugung geführt haben, so werden andere, z. B. praktische Motive des Verbotes unwahrscheinlich.

c) Da der Totem hereditär ist und durch die Heirat nicht verändert wird, so lassen sich die Folgen des Verbotes etwa bei mütterlicher Erblichkeit leicht übersehen. Gehört der Mann z. B. einem Clan mit dem Totem Känguruh an und heiratet eine Frau vom Totem Emu, so sind die Kinder, Knaben und Mädchen, alle Emu. Einem Sohne dieser Ehe wird also durch die Totemregel der inzestuöse Verkehr mit seiner Mutter und seinen Schwestern, die Emu sind wie er, unmöglich gemacht*.

d) Es bedarf aber nur einer Mahnung, um einzusehen, daß die mit dem Totem verbundene Exogamie mehr leistet, also mehr bezweckt, als die Verhütung des Inzests mit Mutter und Schwestern. Sie macht dem Manne auch die sexuelle Vereinigung mit allen Frauen seiner eigenen Sippe unmöglich, also mit einer Anzahl von weiblichen Personen, die ihm nicht blutsverwandt sind, indem sie alle diese Frauen wie Blutsverwandte behandelt. Die psychologische Berechtigung dieser großartigen Einschränkung, die weit über alles hinausgeht, was sich ihr bei zivilisierten Völkern an die Seite stellen läßt, ist zunächst nicht ersichtlich. Man glaubt nur zu verstehen, daß die Rolle des Totem (Tieres) als Ahnherrn dabei sehr ernst genommen wird. Alles, was von dem gleichen Totem abstammt,

* Dem Vater, der Känguruh ist, wird aber — wenigstens durch dieses Verbot — der Inzest mit seinen Töchtern, die Emu sind, frei gelassen. Bei väterlicher Vererbung des Totem wäre der Vater Känguruh, die Kinder gleichfalls Känguruh, dem Vater würde dann der Inzest mit den Töchtern verboten sein, dem Sohne der Inzest mit der Mutter freibleiben. Diese Erfolge der Totemverbote ergeben einen Hinweis darauf, daß die mütterliche Vererbung älter ist als die väterliche, denn es liegt Grund vor anzunehmen, daß die Totemverbote vor allem gegen die inzestuösen Gelüste des Sohnes gerichtet sind.

ist blutsverwandt, ist eine Familie, und in dieser Familie werden die entferntesten Verwandtschaftsgrade als absolutes Hindernis der sexuellen Vereinigung anerkannt.

So zeigen uns denn diese Wilden einen ungewohnt hohen Grad von Inzestscheu oder Inzestempfindlichkeit, verbunden mit der von uns nicht gut verstandenen Eigentümlichkeit, daß sie die reale Blutsverwandtschaft durch die Totemverwandtschaft ersetzen. Wir dürfen indes diesen Gegensatz nicht allzusehr übertreiben und wollen im Gedächtnis behalten, daß die Totemverbote den realen Inzest als Spezialfall miteinschließen.

Auf welche Weise es dabei zum Ersatz der wirklichen Familie durch die Totemsippe gekommen, bleibt ein Rätsel, dessen Lösung vielleicht mit der Aufklärung des Totem selbst zusammenfällt. Man müßte freilich daran denken, daß bei einer gewissen, über die Eheschranken hinausgehenden Freiheit des Sexualverkehrs die Blutsverwandtschaft und somit die Inzestverhütung so unsicher werden, daß man eine andere Fundierung des Verbots nicht entbehren kann. Es ist darum nicht überflüssig zu bemerken, daß die Sitten der Australier soziale Bedingungen und festliche Gelegenheiten anerkennen, bei denen das ausschließliche Eheanrecht eines Mannes auf ein Weib durchbrochen wird.

Die klassifizierenden Verwandtschafts-Namen.

Der Sprachgebrauch dieser australischen Stämme* weist eine Eigentümlichkeit auf, welche unzweifelhaft in diesen Zusammenhang gehört. Die Verwandtschaftsbezeichnungen nämlich, deren sie sich bedienen, fassen nicht die Beziehung zwischen zwei Individuen, sondern zwischen einem Individuum und einer Gruppe ins Auge; sie gehören nach dem Ausdrucke L. H. Morgan's dem »Klassifizierenden« System an. Das will heissen, ein Mann nennt »Vater« nicht nur seinen Erzeuger, sondern auch jeden anderen Mann, der nach den Stammessatzungen seine Mutter hätte heiraten und so sein Vater hätte werden können; er nennt »Mutter« jede andere Frau neben seiner Gebärerin, die ohne Verletzung der Stammesgesetze seine Mutter hätte werden können; er heißt »Brüder«, »Schwestern« nicht nur die Kinder seiner wirklichen Eltern, sondern auch die Kinder all der genannten Personen, die in der elterlichen Gruppenbeziehung zu ihm stehen usw. Die Verwandtschaftsnamen, die zwei Australier einander geben, deuten also nicht notwendig auf eine Blutsverwandtschaft zwischen ihnen hin, wie sie es nach unserem Sprachgebrauche müßten; sie bezeichnen vielmehr soziale als physische Beziehungen. Eine Annäherung an dieses klassifikatorische System findet sich bei uns etwa in der Kinderstube, wenn das Kind veranlaßt wird, jeden Freund und jede Freundin der Eltern als »Onkel« und »Tante« zu begrüßen, oder im übertragenen Sinn, wenn wir von »Brüdern in Apoll«, »Schwestern in Christo« sprechen.

* Sowie der meisten Totemvölker.

Die Gruppenehe.

Die Erklärung dieses für uns so sehr befremdenden Sprachgebrauchs ergibt sich leicht, wenn man ihn als Rest und Anzeichen jener Heiratsinstitution auffaßt, die der Rev. L. Fison »Gruppenehe« genannt hat, deren Wesen darin besteht, dass eine gewisse Anzahl von Männern eheliche Rechte über eine gewisse Anzahl von Frauen ausübt. Die Kinder dieser Gruppenehe würden dann mit Recht einander als Geschwister betrachten, obwohl sie nicht alle von derselben Mutter geboren sind, und alle Männer der Gruppe für ihre Väter halten.

Obwohl manche Autoren, wie z. B. Westermarck in seiner »Geschichte der menschlichen Ehe*«, sich den Folgerungen widersetzen, welche andere aus der Existenz der Gruppenverwandtschaftsnamen gezogen haben, so stimmen doch gerade die besten Kenner der australischen Wilden darin überein, dass die klassifikatorischen Verwandtschaftsnamen als Ueberrest aus Zeiten der Gruppenehe zu betrachten sind. Ja, nach Spencer und Gillen** läßt sich eine gewisse Form der Gruppenehe bei den Stämmen der Urabunna und der Dieri noch als heute bestehend feststellen. Die Gruppenehe sei also bei diesen Völkern der individuellen Ehe vorausgegangen und nicht geschwunden, ohne deutliche Spuren in Sprache und Sitten zurückzulassen.

Der Gruppeninzest.

Ersetzen wir aber die individuelle Ehe durch die Gruppenehe, so wird uns das scheinbare Uebermaß von Inzestvermeidung, welches wir bei denselben Völkern angetroffen haben, begreiflich. Die Totemexogamie, das Verbot des sexuellen Verkehrs zwischen Mitgliedern desselben Clans, erscheint als das angemessene Mittel zur Verhütung des Gruppeninzests, welches dann fixiert wurde und seine Motivierung um lange Zeiten überdauert hat.

Die Heiratsklassen (Phrathrien).

Glauben wir so, die Heiratsbeschränkungen der Wilden Australiens in ihrer Motivierung verstanden zu haben, so müssen wir noch erfahren, daß die wirklichen Verhältnisse eine weit größere, auf den ersten Anblick verwirrende, Kompliziertheit erkennen lassen. Es gibt nämlich nur wenige Stämme in Australien, die kein anderes Verbot als die Totemschranke zeigen. Die meisten sind derart organisiert, daß sie zunächst in zwei Abteilungen zerfallen, die man Heiratsklassen (englisch: Phrathry) genannt hat. Jede dieser Heiratsklassen ist exogam und schließt eine Mehrzahl von Totemsippen ein. Gewöhnlich teilt sich noch jede Heiratsklasse in zwei Unterklassen (Subphrathries), der ganze Stamm also in vier; die Unterklassen stehen so zwischen den Phrathrien und den Totemsippen.

Das typische, recht häufig verwirklichte Schema der Organisation eines australischen Stammes sieht also folgendermaßen aus:

---

* 2. Auflage, 1902.

** The Native Tribes of Central Australia, London 1899.

Phrathrien

a b

Subphrathrien c d e f

Totem . . . α β γ δ ε η 1 2 3 4 5 6

Die zwölf Totemsippen sind in vier Unterklassen und zwei Klassen untergebracht. Alle Abteilungen sind exogam*. Die Subklasse *c*) bildet mit *e*), die Subklasse *d*) mit *f*) eine exogame Einheit. Der Erfolg, also die Tendenz, dieser Einrichtungen ist nicht zweifelhaft; es wird auf diesem Wege eine weitere Einschränkung der Heiratswahl und der sexuellen Freiheit herbeigeführt. Bestünden nur die zwölf Totemsippen, so wäre jedem Mitglied einer Sippe — bei Voraussetzung der gleichen Menschenanzahl in jeder Sippe — $^{11}/_{12}$ aller Frauen des Stammes zur Auswahl zugänglich. Die Existenz der beiden Phrathrien beschränkt diese Anzahl auf $^{6}/_{12} = ^{1}/_{2}$; ein Mann vom Totem α) kann nur eine Frau der Sippen 1 bis 6 heiraten. Bei Einführung der beiden Unterklassen sinkt die Auswahl auf $^{3}/_{12} = ^{1}/_{4}$; ein Mann vom Totem α) muß seine Ehewahl auf die Frauen der Totem 4, 5, 6 beschränken.

Beziehungen zwischen Totem und Heiratsklassen.

Die historischen Beziehungen der Heiratsklassen — deren bei einigen Stämmen bis zu acht vorkommen — zu den Totemsippen sind durchaus ungeklärt. Man sieht nur, daß diese Einrichtungen dasselbe erreichen wollen wie die Totemexogamie, und auch noch mehr anstreben. Aber während die Totemexogamie den Eindruck einer heiligen Satzung macht, die entstanden ist, man weiß nicht wie, also einer Sitte, scheinen die komplizierten Institutionen der Heiratsklassen, ihrer Unterteilungen und der daran geknüpften Bedingungen zielbewußter Gesetzgebung zu entstammen, die vielleicht die Aufgabe der Inzestverhütung neu aufnahm, weil der Einfluß des Totem im Nachlassen war. Und während das Totemsystem, wie wir wissen, die Grundlage aller anderen sozialen Verpflichtungen und sittlichen Beschränkungen des Stammes ist, erschöpft sich die Bedeutung der Phrathrien im allgemeinen in der durch sie angestrebten Regelung der Ehewahl.

In der weiteren Ausbildung des Heiratsklassensystems zeigt sich ein Bestreben, über die Verhütung des natürlichen und des Gruppeninzests hinauszugehen und Ehen zwischen entfernteren Gruppenverwandten zu verbieten, ähnlich wie es die katholische Kirche tat, indem sie die seit jeher für Geschwister geltenden

* Die Anzahl der Totem ist willkürlich gewählt.

Heiratsverbote auf die Vetternschaft ausdehnte und die geistlichen Verwandtschaftsgrade dazu erfand*.

Es würde unserem Interesse wenig dienen, wenn wir in die außerordentlich verwickelten und ungeklärten Diskussionen über Herkunft und Bedeutung der Heiratsklassen, sowie über deren Verhältnis zum Totem tiefer eindringen wollten. Für unsere Zwecke genügt der Hinweis auf die große Sorgfalt, welche die Australier, sowie andere wilde Völker, zur Verhütung des Inzests aufwenden**. Wir müssen sagen, diese Wilden sind selbst inzestempfindlicher als wir. Wahrscheinlich liegt ihnen die Versuchung näher, so daß sie eines ausgiebigeren Schutzes gegen dieselbe bedürfen.

Die „Vermeidungen" als weitere Schutzmittel gegen den Inzest.

Die Inzestscheu dieser Völker begnügt sich aber nicht mit der Aufrichtung der beschriebenen Institutionen, welche uns hauptsächlich gegen den Gruppeninzest gerichtet scheinen. Wir müssen eine Reihe von »Sitten« hinzunehmen, welche den individuellen Verkehr naher Verwandter in unserem Sinne behüten, die mit geradezu religiöser Strenge eingehalten werden, und deren Absicht uns kaum zweifelhaft erscheinen kann. Man kann diese Sitten oder Sittenverbote »Vermeidungen« (avoidances) heißen. Ihre Verbreitung geht weit über die australischen Totemvölker hinaus. Ich werde aber auch hier die Leser bitten müssen, mit einem fragmentarischen Ausschnitt aus dem reichen Material vorlieb zu nehmen.

Beispiele von Vermeidungen zwischen Geschwistern usw.

In Melanesien richten sich solche einschränkende Verbote gegen den Verkehr der Knaben mit Mutter und Schwestern. So z. B. verläßt auf Lepers Island, einer der Neuhebriden, der Knabe von einem bestimmten Alter an das mütterliche Heim und übersiedelt ins »Klubhaus«, wo er jetzt regelmäßig schläft und seine Mahlzeiten einnimmt. Er darf sein Heim zwar noch besuchen, um dort Nahrung zu verlangen; wenn aber seine Schwester zu Hause ist, muß er fortgehen, ehe er gegessen hat; ist keine Schwester anwesend, so darf er sich in der Nähe der Türe zum Essen niedersetzen. Begegnen sich Bruder und Schwester zufällig im Freien, so muß sie weglaufen oder sich seitwärts verstecken. Wenn der Knabe gewisse Fußspuren im Sande als die seiner Schwester erkennt, so wird er ihnen nicht folgen, ebensowenig wie sie den seinigen. Ja, er wird nicht einmal ihren Namen aussprechen und wird sich hüten, ein geläufiges Wort zu gebrauchen, wenn es als Bestandteil in ihrem Namen enthalten ist. Diese Vermeidung, die mit der Pubertätszeremonie beginnt, wird über das ganze Leben festgehalten. Die Zurückhaltung zwischen einer Mutter und ihrem Sohn nimmt mit den Jahren zu, ist übrigens überwiegend auf Seite der Mutter. Wenn sie ihm etwas zu essen bringt, reicht sie es ihm nicht selbst,

---

* Artikel Totemism in Encyclopedia Britannica. Elfte Auflage, 1911. (A. Lang).

** Auf diesen Punkt hat erst kürzlich Storfer in seiner Studie: »Zur Sonderstellung des Vatermordes. Schriften zur angewandten Seelenkunde«, 12. Heft, Wien, 1911, nachdrücklich aufmerksam gemacht.

sondern stellt es vor ihn hin, sie redet ihn auch nicht vertraut an, sagt ihm — nach unserem Sprachgebrauch — nicht »Du«, sondern »Sie«. Ähnliche Gebräuche herrschen in Neukaledonien. Wenn Bruder und Schwester einander begegnen, so flüchtet sie ins Gebüsch, und er geht vorüber, ohne den Kopf nach ihr zu wenden*.

Auf der Gazellen-Halbinsel in Newbritannien darf eine Schwester von ihrer Heirat an mit ihrem Bruder nicht mehr sprechen, sie spricht auch seinen Namen nicht mehr aus, sondern bezeichnet ihn mit einer Umschreibung**.

Auf Neumecklenburg werden Vetter und Base (obwohl nicht jeder Art) von solchen Beschränkungen getroffen, ebenso aber Bruder und Schwester. Sie dürfen sich einander nicht nähern, einander nicht die Hand geben, keine Geschenke machen, dürfen aber in der Entfernung von einigen Schritten mit einander sprechen. Die Strafe für den Inzest mit der Schwester ist der Tod durch Erhängen***.

Auf den Fiji-Inseln sind diese Vermeidungsregeln besonders strenge; sie betreffen dort nicht nur die blutsverwandte, sondern selbst die Gruppenschwester. Umso sonderbarer berührt es uns, wenn wir hören, daß diese Wilden heilige Orgien kennen, in denen eben diese verbotenen Verwandtschaftsgrade die geschlechtliche Vereinigung aufsuchen, wenn wir es nicht vorziehen, diesen Gegensatz zur Aufklärung des Verbots zu verwenden, anstatt uns über ihn zu verwundern †.

Unter den Battas auf Sumatra betreffen die Vermeidungsgebote alle nahen Verwandtschaftsbeziehungen. Es wäre für einen Batta z. B. höchst anstößig, seine eigene Schwester zu einer Abendgesellschaft zu begleiten. Ein Battabruder wird sich in Gesellschaft seiner Schwester unbehaglich fühlen, selbst wenn noch andere Personen mitanwesend sind. Wenn der eine von ihnen ins Haus kommt, so zieht es der andere Teil vor, wegzugehen. Ein Vater wird auch nicht allein im Hause mit seiner Tochter bleiben, ebensowenig wie eine Mutter mit ihrem Sohne. Der holländische Missionär, der über diese Sitten berichtet, fügt hinzu, er müsse sie leider für sehr wohlbegründet halten. Es wird bei diesem Volke ohne weiters angenommen, daß ein Alleinsein eines Mannes mit einer Frau zu ungehöriger Intimität führen werde, und da sie vom Verkehr naher Blutsverwandter alle möglichen Strafen und üble Folgen erwarten, tuen sie recht daran, allen Versuchungen durch solche Verbote auszuweichen ††.

* R. H. Codrington, »The Melanesians« bei Frazer, »Totemism and Exogamy«, Bd. I., p. 77.

** Frazer, l. c. II., p. 124, nach Kleintitschen: Die Küstenbewohner der Gazellen-Halbinsel.

*** Frazer, l. c. II., pag. 131, nach P. G. Peckel in Anthropos 1908.

† Frazer, l. c. II., pag. 147, nach Rev. L. Fison.

†† Frazer, l. c., II., pag. 189.

Bei den Barongos an der Delagoa-Bucht in Afrika gelten merkwürdigerweise die strengsten Vorsichten der Schwägerin, der Frau des Bruders der eigenen Frau. Wenn ein Mann diese ihm gefährliche Person irgendwo begegnet, so weicht er ihr sorgsam aus. Er wagt es nicht, aus einer Schüssel mit ihr zu essen, er spricht sie nur zagend an, getraut sich nicht in ihre Hütte einzutreten und begrüßt sie nur mit zitternder Stimme*.

Bei den Akamba (oder Wakamba) in Britisch-Ostafrika herrscht ein Gebot der Vermeidung, welches man häufiger anzutreffen erwartet hätte. Ein Mädchen muß zwischen ihrer Pubertät und ihrer Verheiratung dem eigenen Vater sorgfältig ausweichen. Sie versteckt sich, wenn sie ihn auf der Straße begegnet, sie versucht es niemals, sich neben ihn hinzusetzen und benimmt sich so bis zu dem Momente ihrer Verlobung. Von der Heirat an ist ihrem Verkehr mit dem Vater kein Hindernis mehr in den Weg gelegt**.

Die Vermeidung der Schwiegermutter.

Die bei weitem verbreitetste, strengste und auch für zivilisierte Völker interessanteste Vermeidung ist die, welche den Verkehr zwischen einem Manne und seiner Schwiegermutter einschränkt. Sie ist in Australien ganz allgemein, ist aber auch bei den melanesischen, polynesischen und den Negervölkern Afrikas in Kraft, soweit die Spuren des Totemismus und der Gruppenverwandtschaft reichen, und wahrscheinlich noch darüber hinaus. Bei manchen dieser Völker bestehen ähnliche Verbote gegen den harmlosen Verkehr einer Frau mit ihrem Schwiegervater, doch sind sie lange nicht so konstant und so ernsthaft. In vereinzelten Fällen werden beide Schwiegereltern Gegenstand der Vermeidung.

Da wir uns weniger für die ethnographische Verbreitung als für den Inhalt und die Absicht der Schwiegermuttervermeidung interessieren, werde ich mich auch hier auf die Wiedergabe weniger Beispiele beschränken.

Auf den Banks-Inseln sind diese Gebote sehr strenge und peinlich genau. Ein Mann wird die Nähe seiner Schwiegermutter meiden, wie sie die seinige. Wenn sie einander zufällig auf einem Pfade begegnen, so tritt das Weib zur Seite und wendet ihm den Rücken, bis er vorüber ist, oder er tut das nämliche.

In Vanna Lava (Port Patteson) wird ein Mann nicht einmal hinter seiner Schwiegermutter am Strande einhergehen, ehe die steigende Flut nicht die Spur ihrer Fußtritte im Sande weggeschwemmt hat. Doch dürfen sie aus einer gewissen Entfernung mit einander sprechen. Es ist ganz ausgeschlossen, daß er je den Namen seiner Schwiegermutter ausspricht oder sie den ihres Schwiegersohnes***.

---

* Frazer, l. c. II., pag. 388, nach Junod.

** Frazer, l. c. II., pag. 424.

*** Frazer, l. c. II., pag. 76.

Auf den Salomons-Inseln darf der Mann von seiner Heirat an seine Schwiegermutter weder sehen noch mit ihr sprechen. Wenn er ihr begegnet, tut er nicht, als ob er sie kennen würde, sondern läuft, so schnell er kann, davon, um sich zu verstecken*.

Bei den Zulukaffern verlangt die Sitte, daß ein Mann sich seiner Schwiegermutter schäme, daß er alles tue, um ihrer Gesellschaft auszuweichen. Er tritt nicht in die Hütte ein, in der sie sich befindet, und wenn sie einander begegnen, geht er oder sie bei Seite, etwa, indem sie sich hinter einem Busch versteckt, während er seinen Schild vors Gesicht hält. Wenn sie einander nicht ausweichen können, und das Weib nichts anderes hat, um sich zu verhüllen, so bindet sie wenigstens ein Grasbüschel um ihren Kopf, damit dem Zeremoniell Genüge getan sei. Der Verkehr zwischen ihnen muß entweder durch eine dritte Person besorgt werden, oder sie dürfen aus einiger Entfernung einander zuschreien, wenn sie irgend eine Schranke, z. B. die Einfassung des Kraals zwischen sich haben. Keiner von ihnen darf den Namen des anderen in den Mund nehmen**.

Bei den Basoga, einem Negerstamme im Quellgebiete des Nils, darf ein Mann zu seiner Schwiegermutter nur sprechen, wenn sie in einem anderen Raume des Hauses ist und von ihm nicht gesehen wird. Dieses Volk verabscheut übrigens den Inzest so sehr, daß es ihn selbst bei Haustieren nicht straflos läßt***.

Verschiedene Deutungen der Schwiegermuttervermeidung.

Während Absicht und Bedeutung der anderen Vermeidungen zwischen nahen Verwandten einem Zweifel nicht unterliegen, so daß sie von allen Beobachtern als Schutzmaßregeln gegen den Inzest aufgefaßt werden, haben die Verbote, welche den Verkehr mit der Schwiegermutter betreffen, von manchen Seiten eine andere Deutung erfahren. Es erschien mit Recht unverständlich, daß alle diese Völker so große Angst vor der Versuchung zeigen sollten, die dem Manne in der Gestalt einer älteren Frau entgegentritt, welche seine Mutter sein könnte, ohne es wirklich zu sein†.

Diese Einwendung wurde auch gegen die Auffassung von Fison erhoben, der darauf aufmerksam machte, daß gewisse Heiratsklassensysteme darin eine Lücke zeigen, daß sie die Ehe zwischen einem Manne und seiner Schwiegermutter nicht theoretisch unmöglich machen; es hätte darum einer besonderen Sicherung gegen diese Möglichkeit bedurft.

Sir J. Lubbock führt in seinem Werke »Origin of civilisation« das Benehmen der Schwiegermutter gegen den Schwiegersohn auf die einstige Raubehe (marriage by capture) zurück. »So-

---

* Frazer, l. c. II., pag. 117, nach C. Ribbe: Zwei Jahre unter den Kannibalen der Salomons-Inseln;, 1905.

** Frazer, l. c. II., pag. 385.

*** Frazer, l. c. II., pag. 461.

† V. Crawley: The mystic rose. London, 1902, pag. 405.

lange der Frauenraub wirklich bestand, wird auch die Entrüstung der Eltern ernsthaft genug gewesen sein. Als von dieser Form der Ehe nur mehr Symbole übrig waren, wurde auch die Entrüstung der Eltern symbolisiert, und diese Sitte hielt noch an, nachdem ihre Herkunft vergessen war.« Es wird Crawley leicht zu zeigen, wie wenig dieser Erklärungsversuch die Einzelheiten der tatsächlichen Beobachtung deckt.

E. B. Tylor meint, die Behandlung des Schwiegersohnes von seiten der Schwiegermutter sei nichts anderes als eine Form der «Nichtanerkennung« (cutting) von seiten der Familie der Frau. Der Mann gilt als Fremder, und dies so lange, bis das erste Kind geboren wird. Allein abgesehen von den Fällen, in denen letztere Bedingung das Verbot nicht aufhebt, unterliegt diese Erklärung dem Einwand, daß sie die Orientierung der Sitte auf das Verhältnis zwischen Schwiegersohn und Schwiegermutter nicht aufhellt, also den geschlechtlichen Faktor übersieht, und daß sie dem Moment des geradezu heiligen Abscheus nicht Rechnung trägt, welcher in den Vermeidungsgeboten zum Ausdrucke kommt*.

Eine Zulufrau, die nach der Begründung des Verbots gefragt wurde, gab die vom Zartgefühl getragene Antwort: Es ist nicht recht, daß er die Brüste sehen soll, die seine Frau gesäugt haben**.

Psychoanalytische Auffassung des Verhältnisses zur Schwiegermutter.

Es ist bekannt, daß das Verhältnis zwischen Schwiegersohn und Schwiegermutter auch bei den zivilisierten Völkern zu den heikeln Seiten der Familienorganisation gehört. Es bestehen in der Gesellschaft der weißen Völker Europas und Amerikas zwar keine Vermeidungsgebote mehr für die beiden, aber es würde oft viel Streit und Unlust vermieden, wenn solche noch als Sitte bestünden und nicht von den einzelnen Individuen wieder aufgerichtet werden müßten. Manchem Europäer mag es als ein Akt hoher Weisheit erscheinen, daß die wilden Völker durch ihre Vermeidungsgebote die Herstellung eines Einvernehmens zwischen den beiden so nahe verwandt gewordenen Personen von vorneherein ausgeschlossen haben. Es ist kaum zweifelhaft, daß in der psychologischen Situation von Schwiegermutter und Schwiegersohn etwas enthalten ist, was die Feindseligkeit zwischen ihnen befördert und ihr Zusammenleben erschwert. Daß der Witz der zivilisierten Völker gerade das Schwiegermutterthema so gerne zum Objekt nimmt, scheint mir darauf hinzudeuten, daß die Gefühlsrelationen zwischen den beiden außerdem Komponenten führen, die in scharfem Gegensatz zu einander stehen. Ich meine, daß dies Verhältnis eigentlich ein »ambivalentes«, aus widerstreitenden, zärtlichen und feindseligen Regungen zusammengesetztes ist.

Ein gewisser Anteil dieser Regungen liegt klar zu Tage: Von

* Crawley, l. c., pag. 407.

** Crawley, l. c., pag. 401, nach Leslie: Among the Zulus and Amatongas. 1875.

seiten der Schwiegermutter die Abneigung, auf den Besitz der Tochter zu verzichten, das Mißtrauen gegen den Fremden, dem sie überantwortet ist, die Tendenz, eine herrschende Position zu behaupten, in die sie sich im eigenen Hause eingelebt hatte. Von Seiten des Mannes die Entschlossenheit, sich keinem fremden Willen mehr unterzuordnen, die Eifersucht gegen alle Personen, die vor ihm die Zärtlichkeit seines Weibes besaßen, und — last not least — die Abneigung dagegen, sich in der Illusion der Sexualüberschätzung stören zu lassen. Eine solche Störung geht wohl zumeist von der Person der Schwiegermutter aus, die ihn durch so viele gemeinsame Züge an die Tochter mahnt und doch all der Reize der Jugend, Schönheit und psychischen Frische entbehrt, welche ihm seine Frau wertvoll machen.

Unbewußte inzestuöse Anteile an dieser Beziehung.

Die Kenntnis versteckter Seelenregungen, welche die psychoanalytische Untersuchung einzelner Menschen verleiht, gestattet uns, zu diesen Motiven noch andere hinzuzufügen. Wo die psychosexuellen Bedürfnisse der Frau in der Ehe und im Familienleben befriedigt werden sollen, da droht ihr immer die Gefahr der Unbefriedigung durch den frühzeitigen Ablauf der ehelichen Beziehung und die Ereignislosigkeit in ihrem Gefühlsleben. Die alternde Mutter schützt sich davor durch Einfühlung in ihre Kinder, Identifizierung mit ihnen, indem sie deren gefühlsbetonte Erlebnisse zu den eigenen macht. Man sagt, die Eltern bleiben jung mit ihren Kindern; es ist dies in der Tat einer der wertvollsten seelischen Gewinste, den Eltern aus ihren Kindern ziehen. Im Falle der Kinderlosigkeit entfällt so eine der besten Möglichkeiten, die für die eigene Ehe erforderliche Resignation zu ertragen. Diese Einfühlung in die Tochter geht bei der Mutter leicht so weit, daß sie sich in den von ihr geliebten Mann — mitverliebt, was in grellen Fällen, infolge des heftigen seelischen Sträubens gegen diese Gefühlsanlage zu schweren Formen neurotischer Erkrankung führt. Eine Tendenz zu solcher Verliebtheit ist bei der Schwiegermutter jedenfalls sehr häufig, und entweder diese selbst oder die ihr entgegenarbeitende Strebung schließen sich dem Gewühle der mit einander ringenden Kräfte in der Seele der Schwiegermutter an. Recht häufig wird gerade die unzärtliche, sadistische Komponente der Liebeserregung dem Schwiegersohne zugewendet, um die verpönte, zärtliche, umso sicherer zu unterdrücken.

Für den Mann kompliziert sich das Verhältnis zur Schwiegermutter durch ähnliche Regungen, die aber aus anderen Quellen stammen. Der Weg der Objektwahl hat ihn regulärerweise über das Bild seiner Mutter, vielleicht noch seiner Schwester, zu seinem Liebesobjekt geführt; infolge der Inzestschranke glitt seine Vorliebe von beiden teueren Personen seiner Kindheit ab, um bei einem fremden Objekt nach deren Ebenbild zu landen. An Stelle der eigenen Mutter und Mutter seiner Schwester sieht er nun die Schwiegermutter treten; es entwickelt sich eine Tendenz, in die vorzeitliche Wahl zurückzusinken; aber dieser widerstrebt alles in ihm.

Seine Inzestscheu fordert, daß er an die Genealogie seiner Liebeswahl nicht erinnert werde; die Aktualität der Schwiegermutter, die er nicht wie die Mutter von jeher gekannt hat, so daß ihr Bild im Unbewußten unverändert bewahrt werden konnte, macht ihm die Ablehnung leicht. Ein besonderer Zusatz von Reizbarkeit und Gehässigkeit zur Gefühlsmischung läßt uns vermuten, daß die Schwiegermutter tatsächlich eine Inzestversuchung für den Schwiegersohn darstellt, sowie es anderseits nicht selten vorkommt, daß sich ein Mann manifesterweise zunächst in seine spätere Schwiegermutter verliebt, ehe seine Neigung auf deren Tochter übergeht.

Ich sehe keine Abhaltung von der Annahme, daß es gerade dieser, der inzestuöse Faktor des Verhältnisses ist, welcher die Vermeidung zwischen Schwiegersohn und Schwiegermutter bei den Wilden motiviert. Wir würden also in der Aufklärung der so streng gehandhabten »Vermeidungen« dieser primitiven Völker die ursprünglich von Fison geäußerte Meinung bevorzugen, die in diesen Vorschriften wiederum nur einen Schutz gegen den möglichen Inzest erblickt. Das nämliche würde für alle anderen Vermeidungen zwischen Bluts- oder Heiratsverwandten gelten. Nur bliebe der Unterschied, daß im ersteren Falle der Inzest ein direkter ist, die Verhütungsabsicht eine bewußte sein könnte; im anderen Falle, der das Schwiegermutterverhältnis mit einschließt, wäre der Inzest eine Phantasieversuchung, ein durch unbewußte Zwischenglieder vermittelter.

Die Inzestscheu der Wilden ist ein infantiler Zug, der sich beim Neurotiker wiederfindet.

Wir haben in den vorstehenden Ausführungen wenig Gelegenheit gehabt zu zeigen, daß die Tatsachen der Völkerpsychologie durch die Anwendung der psychoanalytischen Betrachtung in neuem Verständnis gesehen werden können, denn die Inzestscheu der Wilden ist längst als solche erkannt worden, und bedarf keiner weiteren Deutung. Was wir zu ihrer Würdigung hinzufügen können, ist die Aussage, sie sei ein exquisit infantiler Zug und eine auffällige Übereinstimmung mit dem seelischen Leben des Neurotikers. Die Psychoanalyse hat uns gelehrt, daß die erste sexuelle Objektwahl des Knaben eine inzestuöse ist, den verpönten Objekten, Mutter und Schwester, gilt, und hat uns auch die Wege kennen gelernt, auf denen sich der Heranwachsende von der Anziehung des Inzests frei macht. Der Neurotiker repräsentiert uns aber regelmäßig ein Stück des psychischen Infantilismus, er hat es entweder nicht vermocht, sich von den kindlichen Verhältnissen der Psychosexualität zu befreien, oder er ist zu ihnen zurückgekehrt. (Entwicklungshemmung und Regression.) In seinem unbewußten Seelenleben spielen darum noch immer oder wiederum die inzestuösen Fixirungen der Libido eine Hauptrolle. Wir sind dahin gekommen, das vom Inzestverlangen beherrschte Verhältnis zu den Eltern für den Kernkomplex der Neurose zu erklären. Die Aufdeckung dieser Bedeutung des Inzests für die Neurose stößt natürlich auf den allgemeinsten Unglauben der Erwachsenen und Normalen; dieselbe Ablehnung wird

z. B. auch den Arbeiten von Otto Rank entgegentreten, die in immer größerem Ausmaß dartun, wie sehr das Inzestthema im Mittelpunkte des dichterischen Interesses steht und in ungezählten Variationen und Entstellungen der Poesie den Stoff liefert. Wir sind genötigt zu glauben, daß solche Ablehnung vor allem ein Produkt der tiefen Abneigung des Menschen gegen seine einstigen, seither der Verdrängung verfallenen Inzestwünsche ist. Es ist uns darum nicht unwichtig, an den wilden Völkern zeigen zu können, daß sie die zur späteren Unbewußtheit bestimmten Inzestwünsche des Menschen noch als bedrohlich empfinden und der schärfsten Abwehrmaßregeln für würdig halten.



Der Sinn der Griselda-Fabel.

Von OTTO RANK.

»Warum hab ich dir das alles getan? Ich weiß es nicht.«
Gerhard Hauptmann (Griselda).

Die Wechselbeziehungen zwischen der Psychoanalyse und dem Geistesleben werden dort am leichtesten aufzuzeigen sein, wo die künstlerisch gestalteten Phantasieproduktionen des einzelnen oder des Volkes eine auffällige Annäherung an die Ergebnisse der Psychoanalyse zeigen, die ja selbst nur eine — allerdings wissenschaftliche — Darstellung seelischer Inhalte und Vorgänge ist. In solchen Fällen bedarf es nicht erst des ganzen komplizierten Rüstzeugs der neuen Seelenkunde und seiner eigenartigen Anwendung auf ein höchst disparates Material, sondern es wird nur eine keineswegs spezifisch psychoanalytische Einstellung erfordert sein, die es nicht verschmäht, den geringgeschätzten und gerne übersehenen Banalitäten der menschlichen Liebesbeziehungen ein wenig Aufmerksamkeit und wissenschaftliches Interesse zu schenken.

Eines dieser offenkundigen und doch notwendigerweise erst von der Psychoanalyse entdeckten Geheimnisse ist die jedem scharfsichtigen Menschenkenner zugängliche Beobachtung, daß die zärtlichen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern durchaus nicht frei sind von einem erotischen Unterton, der bald deutlicher, bald leiser mitschwingt und sich in den gegengeschlechtlichen Verhältnissen am unzweideutigsten offenbart. So wird die Mutter dem Knaben, der Vater seinem Töchterchen unwillkürlich eine intensivere und anders gefärbte Zärtlichkeit entgegenbringen als dem gleichgeschlechtlichen Kinde, das sich darum oft von einem Elternteil zurückgesetzt, ja schlecht behandelt fühlt, und es wird so begreiflich, wenn sich das Kind dann mit seinem Zärtlichkeitsbedürfnis um so inniger und schwärmerischer dem andersgeschlechtlichen Elternteil zuwendet, der ihm ja von Anfang an durch Liebkosungen und zärtliche Behandlung lieb geworden war. Daß einem vorurteilslosen Beobachter und Kenner der menschlichen Seele diese banalen Tatsachen nicht entgehen können, möge das folgende aufrichtige Urteil zeigen, das Peter Rosegger in »Heimgärtners Tagebuch« niederschrieb: »Ich gebe sogar zu, daß in der Liebe zwischen Mutter und Sohn ein bißchen was Sexuelles liegt — unbewußt natürlich. Liebt doch eine Mutter ihren Sohn ganz anders, als ihre Tochter*.« Daß es trotzdem der psychoanalytischen Forschung vorbehalten bleiben mußte, die ungeheuere Bedeutung dieser allermenschlichsten Regungen zu entdecken und damit in den Augen fanatischer Unsittlichkeitsschnüffler ein Odium auf sich zu laden, erklärt sich einerseits aus den späteren psychischen Schicksalen dieser frühen und zarten inzestuösen Keime, andererseits aus der besonderen Gunst des der psychoanalytischen Forschung

* Man vergleiche auch die im Zentralblatt für Psychoanalyse (II. Jhg. 3. Heft, Dez. 1911. S. 137) mitgeteilte gleichsinnige Äußerung des französischen Akademikers E. Faguet über dieses Thema.

unterzogenen Materials. Das Schicksal dieser für das Kulturleben unbrauchbaren erotischen Bindung an die Familie ist, vom Standpunkte des Seelenlebens betrachtet, die Verdrängung, vom Standpunkte des sozialen Lebens betrachtet, die Lösung der libidinösen Familienbande und ihre Übertragung in die eigene zu gründende Familie. Soll der Sohn ein Weib, die Tochter einen Mann voll und ganz lieben können, so wird die Möglichkeit zur Überleitung der bis dahin ausschließlich den Eltern zugewendeten zärtlichen Gefühle auf das neue vollwertige Liebesobjekt zur Bedingung, und als ein Nachklang dieser Einstellung ist es aufzufassen, wenn die Tochter so häufig den Mann nach dem Vorbilde des verehrten und geliebten Vaters wählt, der Sohn in der Geliebten die Mutter wiederzufinden sucht. Auch wo diese Ablösung des Kindes von der elterlichen Zärtlichkeit glatt gelingt, kommt bald da bald dort ein Rest der ursprünglichen Gefühlseinstellung zwischen Eltern und Kindern zum Vorschein. So erklärt sich die vielgefürchtete Abneigung der Schwiegermutter gegen ihre Schwiegertochter als Folge der Eifersucht auf die Frau, der sie den geliebten Sohn abtreten mußte; die sprichwörtliche Abneigung der Schwiegermutter gegen den Schwiegersohn aus dem Neid der im Wettbewerb mit der Tochter Unterlegenen, die es dem Schwiegersohne nie verzeihen kann, daß er — ganz wie ihr eigener Mann — auch für die jüngere Konkurrentin zärtlicher fühlt. So erklärt sich ferner der oft hartnäckige Widerstand des Vaters gegen jede Verheiratung seiner Tochter aus dem Umstand, daß er ihre zärtliche Neigung an keinen anderen Mann verlieren will, sein Widerstand gegen eine Heirat des Sohnes wieder aus dem Neid gegen den jüngeren und glücklicheren Liebhaber. Als einen sehnsüchtigen Rückfall in die infantile Einstellung dürfen wir es ferner ansehen, wenn der unglückliche oder übelgelaunte Ehemann der Gattin beständig seine Mutter als Ideal und Vorbild in jeder Beziehung hinstellt, bei der er es besser gehabt hätte, oder wenn die mit dem Manne unzufriedene junge Gattin plötzlich wieder zu ihrem Vater zurück will. All diese vielseitigen und fein verästelten Beziehungen treten oft genug in gesellschaftlichen Skandalromanen und Kriminalaffären unverhüllt in die Öffentlichkeit; ihre unbewußte erotische Motivierung lugt aber für den vorurteilslosen Beobachter auch in den konventionell nicht anstößigen Verhältnissen immer noch deutlich durch die rationalen Begründungen hindurch, mit denen die Menschen die ihnen selbst unbekannten Wurzeln ihres Tuns zu umkleiden pflegen. Was uns das normale Seelenleben so in Bruchstücken und Andeutungen verrät, das hat die zur Heilung gemütskranker Menschen unternommene Psychoanalyse zu ihrer eigenen Überraschung im vollen Umfang und in seiner ganzen Bedeutsamkeit feststellen und erkennen können. Auf dem mühseligen und langwierigen empirischen Weg der Beobachtung hat sich ergeben, daß der Psychoneurotiker infolge des Zusammentreffens verschiedener ungünstiger Umstände nur an jenen Aufgaben scheitert, deren Bewältigung dem leistungsfähigen Kulturmenschen

infolge des Zusammentreffens verschiedener günstiger Umstände ohne zu große Opfer gelungen ist. Und es wird uns nicht wundern, wenn unter diesen Aufgaben die Ablösung des Individiums von der Familie obenan steht, die wir als Bedingung der für das Kulturleben notwendigen sozialen und der für ein glückliches Menschenleben erforderlichen sexuellen Selbständigkeit ansehen mußten. Tatsächlich haben die Forschungen Freuds mit überraschender Regelmäßigkeit ergeben, daß der Neurotiker im wesentlichen an der Bewältigung des Familienkomplexes scheitert. Bei ihm bricht darum die normalerweise abgedämpfte und in kulturelle Bahnen geleitete Inzestneigung aus dem Unbewußten mächtig hervor und überflutet, einem zerstörenden Lavastrome gleich, sein ganzes Gefühlsleben. Die krasse und anstößige Form, in der dann bei dem mühsamen Abtragen der erstarrten Schichten — der Psychoanalyse — die kindliche Einstellung zu den Eltern und die spätere phantastische Ausmalung dieses Verhältnisses zum Vorschein kommt, erschreckt und überrascht den unmittelbaren Zeugen dieser Vorgänge, eben den Psychoanalytiker, bei weitem mehr als den kühlen Beobachter, der die spärlichen Reste der Ausgrabungsarbeit geordnet und gesichtet hinter den Scheiben der Glasvitrinen kennen lernt. Sehr mit Unrecht hat man daher den Psychoanalytikern vorwerfen wollen, ihre eigene verderbte Phantasie verkenne und verfälsche die weit harmloser aufzufassenden Befunde: denn der Psychoanalytiker war gewiß der erste, der sich am schwersten dazu entschließen konnte, diese befremdenden Regungen in ihrem vollen Ausmaße im menschlichen Seelenleben anzuerkennen. An diesem entscheidenden Punkte kam ihm für seine an den Psychoneurotikern gemachten Erfahrungen eine unerwartete und wertvolle Bestätigung. Wenn man nur den Mut gefaßt hatte, an diese Dinge zu glauben, wurde mit einemmale klar, daß es seit Jahrtausenden schon Menschen gegeben haben mußte, denen diese Beziehungen, wenngleich nicht klar bewußt, so doch keineswegs fremd geblieben waren. Eine Reihe von Mythen, Märchen, Sagen und Dichtungen spiegelte den Kampf des Individuums mit den libidinösen Familienregungen oft mit einer Deutlichkeit wieder, die nur den unbewußten Phantasiegebilden unserer neurotischen Mitmenschen vergleichbar war. Der uneingestandene Drang des Knaben, den störenden Vater zu beseitigen, um seine Stelle bei der geliebten Mutter einnehmen zu können, hat seinen unvergänglichen Ausdruck in der griechischen Sage von Ödipus gefunden, der seinen Vater unerkannt tötet und seine Mutter unwissentlich heiratet. Die kindliche Eifersucht der Tochter, die ihre Mutter als störende Konkurrentin im Wettstreit um die Neigung des Vaters empfindet, ist verkörpert im Schicksal der Elektra, die ihre Mutter mit tödlichem Hasse verfolgt, um die Ermordung des geliebten Vaters zu rächen. Und welchen Zeiten, Völkern und Stoffquellen sich der psychoanalytisch geschärfte Blick des Beobachters auch zuwenden mag, überall tritt ihm der aus dem Unbewußten in seinem vollen Umfang und seiner ganzen Bedeut-

samkeit für normales, überwertiges und pathologisches Geschehen im Seelenleben des einzelnen und der Völker erschlossene Inzest=komplex in mehr oder minder deutlicher Ausprägung entgegen. Es ist nur ein grobes Unrecht, wenn man diese Übereinstimmung der Ergebnisse, die vom ästhetischen Standpunkt vielleicht monoton wirken mag, einer psychoanalytischen Voreingenommenheit zuschreiben will, während sie doch im Material selbst begründet ist. Und so können wir als Beweis dafür, daß wir richtig gearbeitet und gesehen und die Bedeutsamkeit des Gewonnenen auch richtig eingeschätzt haben, nichts freudiger begrüßen, als gerade das gehäufte Zusammen=stimmen der psychoanalytischen Resultate mit den auf anderen Ge=bieten geistigen Schaffens zutage getretenen Produktionen.

War aber dem Psychoanalytiker, so lange er sich in der Auf=fassung der befremdenden Seelenregungen noch nicht ganz sicher fühlte, die Übereinstimmung im Resultat das Wertvolle, ja umso wertvoller, je monotoner, d. h. übereinstimmender es sich ergab, so sind ihm nunmehr auf dem gesicherten Fundament der neuen Seelenkunde die verschiedenen Wege und Mittel interessant geworden, die es ermöglichen, aus den wenigen unsterblichen Menschheits=komplexen des primitiven Seelenlebens so mannigfaltige und hoch=gewertete Gebilde, wie Religion, Kunst, Philosophie, entstehen zu lassen. Nun ist dieses fragwürdige Wie, das an die Stelle des durchschauten Was getreten ist, entsprechend den hochkomplizierten kulturellen Formen in allen seinen feinen Verzweigungen zugleich kaum verfolgbar. Die subtilen künstlerischen Produktionen einzelner und ganzer Völker erfordern vielfach schwierige und nur durch um=fangreiche Paralleluntersuchungen zu leistende psychoanalytische Arbeit, um in dem Zusammenwirken der verschiedenen ursächlichen Momente das entscheidende, oft unter vielerlei Verdrängungs=schichten verborgene bloßzulegen. Andere Schöpfungen der Phantasie=tätigkeit, wie beispielsweise die antike Ödipus=Sage, offenbaren dagegen ihren geheimen Sinn und ihre tiefste Tendenz, wenn man nur die eingangs hervorgehobene Einstellung nicht vermissen läßt, die nicht einmal ein Suchen nach verborgenen Motiven fordert, sondern sich bereits unter der rein negativen Bedingung der Vor=urteilslosigkeit fruchtbar erweisen kann. Unter solchen Voraus=setzungen mag sich dann der ideale Fall herstellen, wo Inhalt und Motiv der Sagenbildung als direkte Bestätigungen psychoanalytischer Ergebnisse erscheinen und die Psychoanalyse sich so als wissen=schaftliches Prinzip der Sagendeutung gewissermaßen legitimiert. Ein solcher Fall, wo die Psychoanalyse und eine verständnisvolle, auf rein menschliche Quellen zurückgehende Sagendeutung einander bis auf einen Schritt entgegenkommen, um sich schließlich die Hände zu reichen, wo also die psychoanalytische Betrachtungsweise ein von der Sagenforschung anerkanntes, bisher jedoch unaufgeklärtes Problem spielend zu lösen vermag, liegt in der beliebten und weitverbreiteten Griselda=Fabel vor.

Seitdem der Stoff im 14. Jahrhundert durch Boccaccio (Decamerone X, 10) wahrscheinlich aus mündlicher Tradition in die Literatur eingeführt und durch die lateinische Bearbeitung seines Zeitgenossen Petrarca über alle europäischen Länder in Form von unzähligemale gedruckten Volksbüchern, Romanzen und dramatischen Bearbeitungen verbreitet worden war*, haftet ihm ein, mit Rücksicht auf diese fast einzig dastehende Popularität umso paradoxeres Rätsel an, um dessen Lösung sich die zahlreichen und zum Teile hervorragenden dichterischen Bearbeiter (Chaucer, Th. Dekker, Perrault, Goldoni, Lope de Vega, Hans Sachs, Bürger, Arnim, Halm, Hauptmann u. v. a.) bei weitem eifriger, wenn auch mit dem gleichen negativen Erfolge, bemüht haben, als die kritischen Beurteiler. Aber nicht nur das literarisch geschulte, ästhetische Empfinden, sondern auch das moralische und psychologische Taktgefühl der naiven, harmlosen Hörer- und Zuschauermenge hat — am Inhalt der Fabel zwar scheinbar ausgiebigen Gefallen — an seiner Motivierung jedoch, häufig genug im Einklang mit dem Dichter, harten Anstoß genommen, was sich in den nach Ländern, Zeiten und Autoren stets wechselnden Motivierungsversuchen widerspiegelt. Die Handlungsweise dieses Markgrafen Gualtieri von Saluzzo, der sich, von seinen Vasallen zur Vermählung gedrängt, nach langem Widerstreben plötzlich entschließt, ein armes Bauernmädchen, Griselda, zu heiraten, ihr aber dann ohne Grund die im Verlaufe der Ehe geborenen Kinder entreißt, endlich sie selbst verstößt, um ihr schließlich bei seiner zweiten Hochzeit, der die aufs tiefste Gedemütigte und Gekränkte beiwohnen muß, zu eröffnen, es sei dies alles nur zum Schein und zur Erprobung ihres ergebenen Gehorsams geschehen: diese Handlungsweise kann bei keinem billig und vernünftig Denkenden Zustimmung oder Verständnis finden. Ebensowenig das entsprechend schwach motivierte Verhalten der in ihrer Würde so tief verletzten Frau, die solch ein sinnloses und — wie die verschiedenen Rechtfertigungsversuche des Gatten zeigen — auch frivoles Spiel mit ihrem weiblichen, mütterlichen, menschlichen Empfinden mit einer willenlosen Ergebenheit hinnimmt, die man vielleicht als Idealisierung der mittelalterlichen Hörigkeit der Frau auffassen könnte, die aber jedem höherem Empfinden als direktes Gegenteil eines weiblichen Idealbildes erscheinen mußte. Entweder es liegt hier einer der rohesten

---

* Literatur: Markus Landau: »Die Quellen des Decamerone« (2. Aufl. Stuttgart 1884). R. Köhler: »Kleinere Schriften«, Bd 2 (Berlin 1900), S. 501—555. Fr. von Westenholz: »Die Griseldis-Sage in der Literaturgeschichte« (Heidelberg 1888). F. X. Wannenmacher: »Die Griseldis-Sage auf der iberischen Halbinsel« (Diss. Straßburg 1894). G. Widmann: »Griseldis in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts« (I. Teil, Diss. Tübingen 1904, II. und III. Teil »Euphorion«, 1906 und 1907). R. Schuster: »Griseldis in der französischen Literatur« (Diss. Tübingen 1909). H. B. Wheatley: »The History of patient Grisel« (1619). Neu herausgegeben in den »Publications of Villon Society«, 1885, mit einer bibliographischen und literarhistorischen Einleitung. In den genannten Schriften findet man auch die weitere Literatur über dieses Thema verzeichnet.

und, wie Widmann (Diss. S. 44) treffend bemerkt, durch die notwendige Unzulänglichkeit der verschiedenen Motivierungsversuche erst recht in seiner ganzen Kraßheit abstoßend wirkenden Stoffe vor oder eines von jenen eingangs erwähnten Rätseln, die eigentlich keine sind, weil ihre Lösung offen zutage liegt und nur auf Grund einer Art psychischen Verblendung jahrhundertelang beständig übersehen werden konnten. So sehr auch die einzelnen dichterischen Bearbeiter bemüht waren, die unverständliche Handlungsweise des Markgrafen der Menschlichkeit näher zu bringen, so ist es doch — wie noch Minor in seiner Beurteilung von Hauptmanns »Griselda« (»Österr. Rundschau«, März 1909) betont — noch keinem gelungen, den Stoff mit unserem modernen Bewußtsein in Einklang zu bringen. Ja, gerade der einzige Dichter, der eine psychologische Motivierung aus rein inneren Motiven versucht hat, läßt seinen Helden selbst in den unseren Ausführungen vorangestellten Worten eingestehen, daß ihm die eigentlichen Motive seines Tuns unbekannt seien, und ähnlich sieht sich schon der erste Erzähler des Stoffes genötigt, in Selbsterkenntnis seiner widerspruchsvollen Charakterzeichnung und schwächlichen Rechtfertigung des Helden ausdrücklich gegen ihn Stellung zu nehmen, indem er den fingierten Erzähler der Geschichte des Grafen Handlungsweise una matta bestialità nennen läßt. Suchen doch alle Interpreten des Stoffes, sofern sie die bloße Selbstsucht, den Stolz und Eigendünkel des Markgrafen mit Recht nicht als Triebfeder seines Tuns gelten lassen wollen, sein sinnloses Handeln wenigstens durch äußere Motivierungen (Wette, Intrigen der Untertanen oder Verwandten etc.) zu entschuldigen, deren Unstichhältigkeit aber nicht nur von allen Forschern anerkannt ist, sondern offenbar von jedem neuen Bearbeiter und Motivierer ebenso wie vom Publikum empfunden wurde. Von allen diesbezüglichen kritischen Äußerungen sei, als Beispiel für die haltlosen Scheinbegründungen der Erzähler, eine hier genannt, weil sie die einzige ist, in der sich eine leise Ahnung von der Möglichkeit einer tieferen Begründung findet. Widmann führt in seiner Dissertation (S. 44) aus: »Der schwächste Punkt der ganzen Handlung ist der nur scheinbare Unwille der Untertanen, den der Markgraf Griselden gegenüber als zwingenden Grund für sein Verhalten vorschützt. Es ist doch recht unwahrscheinlich, daß sie diese Scheingründe nicht als solche erkennen, wenn, wie besonders bei Cochem, ihre Regententätigkeit und sonstigen Tugenden sie bei den Untertanen allgemein beliebt machen und diese Leute über des Grafen Verhalten murren*. Es ist hier von Anfang an eine Bruchlinie in der Komposition der Erzählung, die für ihre Entstehung einen Fingerzeig geben und etwa auf die unorganische Aufpfropfung des Prüfungsmotivs hinweisen mag.« Es läßt sich nun durch verständnisvolle Berück-

* In einem Volksbuch schelten sie ihn ganz offen Wüterich, Bluthund und Mörder.

sichtigung eines bisher hartnäckig übersehenen Zuges der Erzählung zeigen, daß diese Bruchlinie keineswegs der durchaus einheitlichen Komposition anhaftet, sondern einer jahrhundertelang fortgeschleppten, mißverständlichen Auffassung und Motivierung entsprungen ist, deren sich der erste Erzähler des Stoffes aus psychologischen Gründen ebenso schuldig machen mußte wie der moderne Bearbeiter und der scheinbar über dem Stoff stehende Beurteiler, und die erst auf Grund unserer psychoanalytischen Einsichten aufgedeckt werden kann, obwohl sie seit jeher für jedermann offen zutage lag.

Zu diesem Zwecke müssen wir nur einige in fast allen Bearbeitungen typisch wiederkehrende Züge nachtragen, deren Erwähnung in unserer summarischen Inhaltsangabe mit Recht unterblieben ist, da sie auch sonst allgemein nicht zum wesentlichen Inhalt gerechnet wurden. In den allermeisten Versionen bringt Griselda zuerst, zur größten Freude des Vaters, ein Mädchen zur Welt, dessen Beseitigung der Graf mit der Begründung der Unebenbürtigkeit fordert, die bei dem Sohn und Erben, der an zweiter Stelle folgt, eher angebracht scheint; tatsächlich hat diese für den Knaben plausiblere Begründung in einzelnen Versionen dazu beigetragen, ihn als Erstgeborenen einzuführen, doch werden wir gut tun, mit Rücksicht auf das spätere Verständnis daran festzuhalten, daß in den ersten Bearbeitungen und der weitaus größten Zahl ihrer Abkömmlinge die Geburt der Tochter den Grafen auf den neuen Gedanken (nuovo pensier) der Prüfung bringt. Er läßt der Gattin durch einen Vertrauten das Kind abfordern, mit der Andeutung, oft auch der direkten Ankündigung seiner Tötung, schickt es jedoch einer Verwandten, meist seiner Schwester, zur heimlichen Erziehung. Mit dem einige Jahre (bei Boccaccio 6) später geborenen Knaben wiederholt sich das gleiche. Wieder nach Verlauf einiger Jahre wird dann der Graf plötzlich seines Weibes überdrüßig und jagt sie davon, um eine jüngere zu freien. Dieser Zeitpunkt ist jedoch in der Erzählung genau bestimmt, ähnlich wie der Beginn der »Prüfungen« durch die Geburt der Tochter. »Als seine Tochter 16 Jahre alt war, (bei Boccaccio 13; das Alter wechselt innerhalb dieser Grenzen) ließ er aus Rom erdichtete Briefe holen und öffentlich anschlagen, wonach ihm vom Papst erlaubt wurde, sich von seiner unebenbürtigen Gemahlin zu scheiden und eine seinesgleichen zu nehmen« (Simrock: «Die deutschen Volksbücher«, Bd. 6, Frankfurt 1847). Wie ihn also, in den landläufigen Fassungen, die Geburt der Tochter zum grausamen Gatten macht, so macht ihn auch regelmäßig die Geschlechtsreife der Tochter (deren Eintritt je nach dem Landstrich wechselt) zum verliebten Freier. Daß die Erzählung diese Ereignisse nicht bloß zufällig zusammentreffen läßt, sondern durch ihre zeitliche Kontinuität gerade auf ihre innige Beziehung hinweisen will, ergibt sich aus dem weiteren Verlauf der Geschichte. Es wird alles zur Hochzeit des Grafen mit der — wie bei seiner ersten Ehe — auch bis zuletzt unbekannten neuen schönen

Braut gerüstet und Griselda selbst muß als Magd dabei mithelfen Erst im entscheidenden Moment eröffnet der Graf allen Beteiligten daß die vermeintliche junge Braut niemand andere sei als seine Tochter, die er nun samt ihrem Bruder, der aus so schweren Proben siegreich hervorgegangenen geliebten Gattin wieder zuführt.

Man kann von der wenigstens unsere primitivsten moralischen Empfindungen respektierenden Erzählung wohl kaum verlangen, daß sie den allzumenschlichen Wunsch des Vaters, seine alte und für ihn reizlos gewordene Frau gegen seine hübsche blühende Tochter einzutauschen *, etwa noch deutlicher ausspreche als es in der Scheinheirat der Griselda-Sage geschieht. Sind wir überdies von der Psychoanalyse darauf vorbereitet, daß die im realen Kulturleben notwendige Hemmung derartiger Wunschregungen häufig zur Produktion ersatzbietender Phantasiebildungen führt (Symptom, Traum, Kunstwerk, Mythus, Religion), in denen der vom Milieu verbotene und dem eigenen Bewußtsein anstößig gewordene Wunsch in mehr oder minder entstellender Verhüllung sich Befriedigungen zu schaffen sucht, so dürfen wir in der Aufdeckung dieser notwendig verborgenen und doch so offen daliegenden Motivierung nicht nur den lange gesuchten Sinn der Sage, sondern zugleich die Tendenz ihrer Bildung, d. h. die für ihre Gestaltung entscheidende psychische Triebkraft, erblicken. Wir müssen nicht nur mit allen Beurteilern des Stoffes darin übereinstimmen, daß die von den Bearbeitern der Sage eingeführten Motivierungen der Handlungsweise des Markgrafen höchst fadenscheinig und unstichhältig sind, sondern auch auf Grund unserer Einsichten in die Sagenbildung erkennen, daß die Begründungen deswegen so unzureichend ausfallen mußten, weil die Sagenmotive, zu deren Stütze sie bestimmt waren, selbst nur mißverständliche Auslegungen des unverständlich gewordenen Inhalts darstellen. War einmal der ursprüngliche Sinn der Sage verwischt, so suchte sich natürlich das Motivierungsbedürfnis an andere, der eigentlichen Tendenz bloß sekundär dienende Elemente zu heften und sich im Laufe der Überlieferung umso heftiger an diesen falschen Stellen zu verbeißen, je unzureichender die hier angesetzten Begründungen erschienen. Daß dabei gewiß auch mächtige Komponenten des Seelenlebens auf ihre Rechnung kommen mußten, zeigt sich deutlich an der aus dieser Verschiebung folgenden extremen Ausgestaltung der männlichen Grausamkeitssucht und der weiblichen Unterwürfigkeitsneigung, die bekanntlich in ihren normalen Ausläufern,

---

* Bei Boccaccio heißt es im Hinblick auf die neue unbekannte Braut: »Jedermann meinte, der Markgraf habe einen guten Tausch gemacht«. — Und bei Simrock: »Alle lobten den Markgrafen, daß er nicht Unrecht getan hätte, daß er seine vorige Gemahlin verstoßen und, wo nicht eine verständigere und tugendhaftere, daran sie doch ein wenig zweifelten, so doch in Wahrheit eine weit jüngere und schönere, die ihm an Stand und Ehren gleich wäre, sich ersehen hätte.«

der Eroberungskraft des Mannes und der Hingebungsfähigkeit des Weibes, als spezifische Geschlechtscharaktere hoch geschätzt werden und die wir in ihren pathologischen Übertreibungen als Sadismus und Masochismus zu bezeichnen gewöhnt sind. Doch müssen wir die krasse Ausgestaltung und damit verbundene Interpretation der Griselda-Sage in dieser Richtung als sekundäre Bildung ansehen, wenngleich ein Keim derselben gewiß dem lüsternen Wunsch des Vaters auf seine Tochter ursprünglich zur Geltung verholfen haben wird*. Es konnte darum keine Bearbeitung und keine Auslegung des Stoffes von Erfolg begleitet sein, welche diese »lobwirdige History von der demütigen und gehorsamen Frawe Gryselda« für bare Münze nahm und nicht die an sich völlig sinnlosen Prüfungen der eigentlichen Tendenz der Sage unterzuordnen wußte.

Verrät uns so die Sage selbst mit einer seltenen Offenheit, die nur von dem konsequenten Übersehen derselben an Seltsamkeit übertroffen wird, wo der Zugang zu ihrem geheimsten Sinn liegt, so bedarf es jetzt allerdings für einen Moment des psychoanalytischen Schlüssels, um die in das Innerste der Sagenbildung führende Eingangspforte zu erschließen. Wir dürfen nämlich nicht übersehen, daß der ganze komplizierte Apparat der Kinderabnahme, des Zeitintervalls, der Verstoßung und der zweiten Hochzeit wieder ganz vergeblich aufgeboten wird, wenn der Vater von Anfang an das alles weiß und nur als ein Spiel betrachtet, und stehen so neuerdings vor der Aufgabe, ihm selbst — und damit auch uns — seine eigene unverstandene Handlungsweise zu motivieren. Nun ist es aber nicht mehr schwer, auf dem Boden unserer Auffassung zu erkennen, daß auch diese Unlogik erst sekundär durch Unterstreichung der Prüfungstendenz hereingebracht wurde; denn sollte überhaupt die Prüfung der Gattin die Handlungsweise des Grafen motivieren können, so war die erste Bedingung, daß der Graf — ja gerade nur er allein — von allen Vorgängen unterrichtet war, während dem ursprünglichen und logischen Sinn der Sage nach gerade die Unkenntnis der Identität von Braut und Tochter — die ihm erst im entscheidenden Moment bekannt werden durfte — seine zweite

---

* Hier läßt sich vielleicht rechtfertigen, warum wir nur die Handlungsweise des Grafen und nicht auch die seiner Gattin psychologisch zu motivieren haben. Wie im Liebesleben der Mann der aggressive Teil ist, so geht auch die Mythenschöpfung und Sagenbildung von seinem unbefriedigten Seelenleben aus und es kann uns nicht wundern, wenn die zur Befriedigung oder Rechtfertigung seiner Gelüste von ihm selbst geschaffenen weiblichen Phantasiegestalten seinen Wünschen möglichst widerstandslos dienen. Nach Analogie der vom Standpunkt des Sohnes gebildeten Ödipus-Sage sollte man erwarten, daß hier die erotische Neigung der T o c h t e r zum Vater die Triebkraft zur Sagenbildung liefert; doch zeigt sich, daß das weibliche Empfinden auch hier nur eine rein passive Rolle spielt und die Erzählung vom Standpunkt des Mannes (Vaters) gearbeitet ist. — Hervorhebung verdient hier noch, daß das ganze Schema unserer Sage mit allen einen Details in einer Reihe von Überlieferungen vom Standpunkt des S o h n e s verwertet erscheint, der seine Mutter heiraten will, wie unser Markgraf seine Tochter. Vgl. dazu meine Abhandlung über die Lohengrinsage, F. Deuticke, 1911).

Inzest-Heirat ermöglichen konnte. Aber wie bei der Ausgestaltung des Grausamkeitsmotivs haben wir auch in dieser sekundären Entstellung nicht allein das Werk blinden Unverständnisses, sondern ebensosehr das unbewußte Walten der Verdrängungstendenz zu sehen, welche die Blutschande mit der Tochter auch noch in der Phantasiebefriedigung zu anstößig findet und darum im letzten Moment verhindert. Daß man tatsächlich eine solche psychische Vorstufe unserer Sage annehmen darf, in der die Heirat mit der Tochter unbewußterweise erfolgen sollte, zeigt ihr Vergleich mit einer großen Gruppe verwandter Überlieferungen, aus denen sich unzweideutig ergibt, daß der in der Griselda-Sage trotz Wissens des Vaters erst im letzten Moment verhinderte und durch die Wiederheirat der ersten Frau schlecht verdeckte Inzest mit der Tochter andermale nicht nur vollzogen, sondern in seiner Anstößigkeit meist durch den unbewußten Vollzug gemildert wird, wozu eben der ganze in der Griselda-Sage scheinbar zwecklos aufgebotene Apparat der Aussetzung*, d. h. heimlichen Aufziehung bei fremden Leuten, der aller Logik hohnsprechende Zeitintervall bis zur Reifung der Tochter, und die zweite Hochzeit dient, welche Motive uns aus einer Reihe paralleler Überlieferungen bereits als gleiche Hilfsmittel der Inzestermöglichung, sekundär der Verhinderung, geläufig sind. Indem hier nur auf die breite Fundierung dieser Auffassung der Griselda-Sage auf den in Riklins** und meiner*** Arbeit niedergelegten vergleichenden Materialuntersuchungen hingewiesen werden kann, sei nicht versäumt, einzelne Bearbeitungen des Griselda-Stoffes selbst hervorzuheben, in denen die ursprünglichen Motive noch im Sinne unserer Auffassung betont erscheinen. In der von Schuster (S. 52—60) ausführlich besprochenen dramatischen Bearbeitung einer Madame de Saintonge (1650—1718): Griselde ou la Princesse de Saluces ist die Fabel des zweifelhaften Prüfungsmotivs entkleidet und alles folgt aus der Lüsternheit des Fürsten nach dem Besitz eines jungen Mädchens, von dem er erst am Schlusse erfährt, daß sie seine Tochter sei. Wir sehen hier direkt, wie die logische Zurücksetzung des sekundären Prüfungsmotivs auf der anderen Seite den unbewußten Inzest in den Vordergrund drängt. Kann man dafür vielleicht noch das Raffinement der französischen Intrigenkomödie verantwortlich machen, so betont die Naivetät eines von Köhler (S. 546 fg.) mitgeteilten isländischen Volksmärchens das sexuelle Motiv in der detaillierten Schilderung der Brautnachtsszene zwischen Vater und Tochter, die knapp an der Grenze des Darstellbaren als

* Im deutschen Märchen (Köhler, S. 538) sagt der Graf, er werfe das Neugeborene in den »Ziggel« (gleich Ziehbrunnen). Über das Typische dieses Motivs vgl. meine Abhandlung: Der Mythus von der Geburt des Helden. F. Deuticke. 1909.

** Wunscherfüllung und Symbolik im Märchen. Wien und Leipzig 1908. S. 76 ufg.

*** Rank: Die Lohengrin-Sage. Ein Beitrag zu ihrer Motivgestaltung und Deutung. Wien und Leipzig. 1911. S. 114—117.

täuschendes Spiel erklärt wird. «Am Abend, als man sich zur Ruhe begibt, will auch der König mit seiner neuen Königin (seiner Tochter) sich niederlegen; er befiehlt der Grishildur ein kleines Licht zu nehmen, es anzuzünden, zwischen den Fingern zu halten und sie beide zu Bette zu begleiten. Grishildur tut so und leuchtet ihnen, während sie sich niederlegten. Die neue Königin stieg zuerst ins Bett, und der König tut es ebenfalls. Da war das Licht, das Grishildur hielt, so weit herabgebrannt, daß es an ihren bloßen Fingern brannte. Der König fragte, ob sie sich nicht brenne. Grishildur antwortete: ,Es schmerzen die brennenden Finger, aber noch mehr schmerzt das trauernde Herz', und vergoß Tränen. Da ertrug es der König nicht länger...«

Daß manche Bearbeiter die Eignung des Stoffes zur Durchsetzung inzestuöser Regungen, wenn auch nicht in der ursprünglichen Bedeutung der Sage, wohl fühlten und unwillkürlich darstellten, sei an zwei weiteren Bearbeitungen gezeigt. Bei der großen Zahl verschiedener Motivierungsversuche und Modifikationen ist einer der Erzähler, Nikolay, der den Stoff in einer Ballade behandelte, auf den Einfall gekommen, den langen Zeitintervall bis zur Reife der Tochter und damit auch die Heirat mit dieser gänzlich auszuschalten. Der Graf verstößt seine Gattin hier bereits im zweiten Jahr der Ehe und vermählt sich sogleich zum Schein mit einer neuen Braut*. Diese ist jedoch wieder nicht eine beliebige fremde Person, deren dem Markgrafen zu seinem Spiel gewiß genug zur Verfügung stünden, sondern charakteristischerweise — seine Schwester, die sonst meist seine Kinder heimlich aufzieht und von der es im Volksbuch von Cochem heißt, sie habe sie wie ihre eigenen gehalten, was sich wie der Keim zu diesem balladenhaften Geschwisterinzest ausnimmt.

Die negative Seite des Inzestkomplexes tritt uns dagegen in Gerhard Hauptmanns Dramatisierung entgegen, die wir als den ersten Versuch einer rein innerlichen Motivierung schätzen müssen. Er hat das Hauptmotiv der Sage in den Bahnen des Inzestkomplexes selbst so verschoben, daß der Graf bei der Geburt des Kindes seine zärtliche Neigung nicht auf dieses überträgt, sondern sie im Gegenteil, wie zur Sicherung seiner ehelichen Gefühle, nur noch intensiver an die Gattin heftet und das Kind sogar um die Liebe derselben beneidet. Hier hat es dann seine volle psychologische Berechtigung, wenn dieses Kind ein Knabe ist, der ja dem Vater von Anfang an als Konkurrent um die zärtliche Neigung der Mutter gegenübersteht. So wendet sich also auch der moderne Dichter zur psychologischen Motivierung der Griselda-Fabel an die Untiefen sorgsam geborgener Beziehungen des Familienkomplexes,

* Wo die Verstoßung ebenfalls bald nach der Geburt des Kindes erfolgt, die Gattin aber den langen Zeitintervall bis zur Reife der Tochter im Elternhause verbringt (wie im isländischen Märchen) tritt die ganze Unlogik dieser sekundären Motivierung aufs krasseste hervor.

dem er an anderer Stelle so große und allgemein giltige Bedeutung zumißt, wie die Psychoanalyse auf Grund ihrer Erfahrung. »Ich bin überzeugt, daß tiefe Zwiste unter nahen Verwandten unter die grauenvollsten Phänomene der menschlichen Psyche zu rechnen sind. In solchen Kämpfen kann es geschehen, daß glühende Zuneigung und glühender Haß parallel laufen — daß Liebe und Haß in jedem der Kämpfenden gleichzeitig und von gleicher Stärke sind: das bedingt die ausgesuchten Qualen und die Endlosigkeit solcher Gegensätze.« (Griechischer Frühling, S. 209.)

Indem wir von diesen Seitenpfaden des Jnzestkomplexes wieder auf unseren Hauptweg abschwenken, möchten wir schließlich noch zwei besonders charakteristische Züge in der Gestaltung der Griselda-Sage hervorheben, die auf ihre Wurzel in der erotischen Neigung des Vaters zur Tochter bedeutsam hinweisen. Das eine Motiv findet sich zwar in der gesamten Überlieferung nur ein einzigesmal, in der französischen Verserzählung Perraults (1691) — von wo es in zwei unselbständige dramatische Bearbeitungen überwanderte —, ist jedoch für die unbewußte dichterische Motivgestaltung in dem von uns betonten menschlichen Sinne charakteristisch genug, um erwähnt zu werden. Die im Kloster aufgewachsene Tochter des Grafen verliebt sich nämlich in einen jungen Edelmann und der französische Erzähler scheint in dem zeitlichen Zusammentreffen dieses Ereignisses mit der Verstoßung der Gemahlin unwillkürlich angedeutet zu haben, daß der Graf es nicht ertragen könne, seine geliebte Tochter einem anderen Manne zu gönnen. Dazu stimmt auch die auffällige Bemerkung, daß den Vater, trotz seiner Freude über den erwünschten Eidam, »eine sonderbare Lust ergriff, die Liebenden das Glück ihres Lebens durch grausame Qualen erkaufen zu lassen. . . . Zugleich kann ich bei dieser Gelegenheit die Geduld meiner Gattin aufs neue erproben, nicht sowohl um wie bisher mich von meinem unsinnigen Mißtrauen zu befreien — denn ich darf nicht mehr an ihrer Liebe zweifeln — als vielmehr um ihre Güte, ihre Sanftmut, die Größe ihres Verstandes vor aller Leute Augen zu entfalten. . . .« (Westenholz, S. 72). Diese Bemerkung des Dichters von der beim Vater unmotiviert hervorbrechenden Lust, das Liebesglück der Tochter mit einem anderen Manne zu stören und sie selbst zu heiraten, mutet, wie Westenholz (S. 79) scharfsinnig bemerkt, umso seltsamer an, als der Dichter sich vorher die größte Mühe gab, alle sonst so schlecht motivierten Prüfungen der Gattin durch ein von Anfang an bestehendes Mißtrauen des Grafen gegen das weibliche Geschlecht zu begründen. Wenn nun seine Motivierungskunst gerade wieder an der entscheidenden Stelle des unverstandenen Tochterinzests plötzlich versagt, so dürfen wir auch darin einen Beweis für die von uns behauptete Verschiebung des Motivierungsbedürfnisses vom eigentlichen Thema auf unwesentlichere Elemente erblicken.

Ein letzter Beweis des tiefreichenden Anteils, den der väterliche

Inzestkomplex an der Bildung der Griselda-Sage hat, ergibt sich, wenn man sie hinsichtlich dieses Komplexes mit dem geschärften Auge des Psychoanalytikers betrachtet. Auf den ersten Blick mag es vielleicht eher geistreich als zutreffend aussehen, wenn wir darauf aufmerksam machen, daß das erotische Verhältnis des Markgrafen zu seiner Tochter in vielen Fassungen der Erzählung bereits in dem Verhältnis von Griseldens Vater zu seiner Tochter vorgebildet ist. Wie der Markgraf bei Perrault seine Tochter dem Edelmann nicht gönnt, so sträubt sich — charakteristischerweise gerade in den naiveren Volksmärchen — der alte Vater, im Gegensatz zur landläufigen Fassung, wo er sich eine Ehre aus dem hohen Eidam macht, entschieden dagegen, dem Grafen seine Tochter zu geben, nicht bloß weil er das Unglück voraussieht, sondern weil er die geliebte Tochter nicht entbehren mag — ganz wie später der Markgraf nicht die seinige. So heißt es in dem von Köhler (S. 540) mitgeteilten dänischen Märchen: »Der König hatte einen Torwärter (Portner), und der hatte eine einzige Tochter. Ihre Mutter war tot und sie lebte bei ihrem Vater, hielt ihm Haus und war seine Stütze und seine Freude.« Als nun der König diese Tochter zur Frau begehrt, »wollte das der Torhüter sehr ungern; er sagte, das gehöre zu dem Übelsten, das der König verlangen könnte, denn er werde nicht glücklich werden und sie auch nicht, und er bat den König gar sehr, er möchte es doch sein lassen, aber der König wollte nicht.« Noch auffälliger verfährt diese Märchenerzählung bei der Verstoßung Griseldas: »Sie war es sehr zufrieden, heim zu ihrem alten Vater zu kommen. Sie kehrte nun zu ihrem Vater zurück, und er war sehr froh, daß er sie wieder bekommen hatte«. Ähnlich nimmt auch der Vater im isländischen Märchen (Köhler S. 547), in charakteristischem Gegensatz zur Mutter, die Werbung des Königs übel auf, und in Nikolays Ballade erklärt er, die Tochter verstünde ihn besser zu pflegen als seine verstorbene Frau; so zieht ja auch der Markgraf später aus den bereits erörterten erotischen Motiven seine Tochter der eigenen Gattin vor. In dem dramatischen Gedicht »Griseldis« von Friedrich Halm (Wien 1837) endlich, das die Scheinheirat mit der Tochter gänzlich ausschaltet, verflucht der Vater Griseldis, weil sie ihren Mann mehr als ihn liebt, und nimmt sie erst wieder liebevoll bei sich auf, als sie ihren Gatten freiwillig verlassen hat.

Sind wir durch ähnliche Untersuchungen und Ergebnisse darauf vorbereitet, daß ein so mächtiger, tief im Unbewußten wurzelnder seelischer Komplex sich in unerschöpflichen Phantasiebildungen immer wieder auszuleben strebt, so wird es uns nicht in Verwunderung setzen, daß er sich in ein und derselben ihm entsprungenen Phantasieschöpfung in zwei verschiedenen Formen ausprägt, die allerdings bei schärferem Zusehen in eine Wiederholung derselben Situation zusammenfließen. Die tiefere Erklärung dieser für die Mythenbildung typischen und für ihr Verständnis bedeutsamen Verdoppelung und

Vervielfachung von Gestalten und Situationen würde uns in schwierige und weitverzweigte psychologische Erörterungen über das Wesen der mythenbildenden Phantasietätigkeit verstricken, die zwar schon von verschiedenen Seiten in Angriff genommen, aber keineswegs noch zu einem in jeder Hinsicht spruchreifen Abschluß gebracht sind. Das Problem wird in diesem Falle dadurch noch komplizierter, daß sich diese Doublierung des Vaterverhältnisses weniger deutlich in den literarisch älteren Überlieferungen findet, deren novellistischem Gepräge die Freude des alten Mannes über das plötzliche Glück seiner Tochter näher lag als sein Sträuben gegen die Heirat, als in den naiven Märchenerzählungen, die mit dem übernommenen Stoff freier und dem Volksempfinden entsprechender schalten. Es deckt sich dies jedoch vollkommen mit unseren bisherigen Anschauungen über die mythenbildende Phantasietätigkeit des Volkes, und gibt uns so Anlaß, mit einem Hinweis auf das Wesen dieser dichtenden Volksseele zu schließen. Wir haben es besonders lehrreich gefunden, zu verfolgen, wie einzelne Dichter vermöge ihrer eigenen unbewußten Komplexbetonung zur Verdeutlichung und Unterstreichung gewisser inzestuöser Züge des überlieferten Stoffes gelangten. Ähnliche dichterisch begabte Einzelindividuen müssen wir uns auch als Urheber, Fortpflanzer und Ausschmücker der sogenannten Volksproduktionen denken. Nur geht hier die Erzählung durch eine Reihe, offenbar in ähnlicher Weise eingestellter Individualpsychen* hindurch, von denen jede in der gleichen Richtung an der Hervorhebung der allgemein-menschlichen Motive und der Abschleifung manches sie störenden Beiwerks oft generationenlang arbeitet. Auf diesem Wege mag es denn auch in unserem Falle der Vielzahl der Märchenerzähler besser als dem einzelnen Dichter gelungen sein, durch möglichstes Zurückdrängen des sekundär aufgebauschten Prüfungsmotivs den von uns hervorgehobenen, rein menschlichen Zügen und damit dem ursprünglichen Sinn der Sage näher zu kommen, ja die durch allzu persönliche Komplexbetonung entstellte Überlieferung in manchem Punkte direkt psychologisch richtig zustellen. Die Märchenerzähler haben dabei etwas gemacht, was Jung in einer interessanten Arbeit** für das der mündlichen Überlieferung ja nahestehende Gerücht erweisen konnte: daß es nämlich ein gleichfalls unverstandenes seelisches Produkt, einen Traum, im Verlaufe seiner mündlichen Tradition vollkommen psychologisch richtig gedeutet hat, indem jeder einzelne Erzähler aus seinen persönlichen Komplexen den richtigen Sinn herausgefühlt und dem Stoff als ergänzende Modifikation angefügt hat. Hier ersehen wir endlich auch, daß die große Beliebtheit des Stoffes bei den poetischen Erzählern verschiedener Zeiten und Länder, wie bei ihrem Publikum, sich nicht

* Charakteristisch in diesem Sinne erscheint die häufig im Titel der Volksbücher gebrauchte Wendung: Von einem Liebhaber der Historie aufs neue an Tag gegeben oder zum Druck befördert.

** Dozent Dr. C. G. Jung (Zürich): Ein Beitrag zur Psychologie des Gerüchtes. (Zentralblatt für Psychoanalyse, I. Jahrgang, 1911, S. 81 u. fg.)

aus dem Gefallen an der künstlich aufgebauschten und so schlecht motivierten äußeren Handlung erklären kann, sondern der nicht=anerkannten Befriedigung der gleichen unbewußten Seelenregungen entspringt, deren besondere Intensität ursprünglich zur krassen Aus=gestaltung dieses Komplexes in dem Phantasiegebilde geführt hatte, und deren allmähliche Verdrängung aus unserem kulturell eingestellten Seelenleben die späteren mißverständlichen Auffassungen verschulden mußte.



Zum Werden des Romandichters.

Von DR. E. HITSCHMANN.

Die Berufsleute sind eigentlich die Schläfer, die Halbbewußten; und diejenigen, die man Träumer nennt, sind vielleicht die wahren Wachenden.

Jakob Wassermann, »Renate Fuchs«.

Setzen wir den Fall, ein zukünftiger hervorragender Romancier würde etwa in seinem 18. Lebensjahr zum erstenmal ein literarisches Produkt produzieren, das er wert findet, der Öffentlichkeit zu übergeben. Dasselbe wäre mehr oder weniger autobiographisch, beträfe beiläufig sein neuntes Lebensjahr, so würden wir erwarten, daß es zunächst die von Freud* hervorgehobene Grundeigenschaft der Psyche des Romandichters in statu nascendi zeige: das Phantasieren, Tagträumen, hervorgehend aus dem Spiel des Kindes. Nehmen wir zum Grundanlaß dieses schriftstellerischen Frühproduktes die Darstellung des wichtigsten Kinder-Erlebnisses des Autors, so liegt die Möglichkeit nahe — falls dies mit seinen Erlebnissen übereinstimmen könnte —, daß es sich um den früh erfolgten Tod eines Elternteils handeln wird. Technische Vollendung können wir kaum noch erwarten und werden daher nicht überrascht sein, wenn das Thema nicht in allgemein menschliche Höhen erhoben ist, und die einzelnen Tagträume noch nicht durch die volle dichterische Kunst jedesmal das allgemeine Interesse des Lesers hervorrufen. Der Inhalt der Tagträume wird sich offenbar mit Ehrgeiz und Liebe beschäftigen. Wir werden wahrscheinlich auch die ersten Zeichen der Wahl eines Liebesobjektes bereits vorfinden. Das wichtige Problem, das das Kind zum Nachdenken und Forschen anregt, »woher die Kinder kommen«, mit den so häufigen Zweifeln an der Storchfabel, werden wir gleichfalls berührt erwarten. Daß das Ringen im »Ödipus-Komplex« eine bedeutende Rolle spielen wird, ist ohneweiters Postulat. Sollte der Dichter ferner eine Eigenart seiner Tagträume, die Sublimierung oder Reaktionsbildung einer besonderen Triebanlage in seinen späteren Werken konstant zeigen, so würden wir die Prämissen hiezu gleichfalls hier aufdecken können. Je mehr dieses postulierte Jugendwerk alle die psychoanalytisch nachgewiesenen Inhalte der Kinderseele verraten wird, desto bewundernswerter wird der Dichter im Erinnern und Gestalten des sonst Verdrängten uns imponieren. Ein solcher Dichter wird auch in dunkler Ahnung der Bedeutung des Unbewußten entweder besonders eindrucksvolle Träume in seiner Erinnerung behalten und sie als vollgiltige seelische Äußerungen in die Handlung seiner Lebensgeschichte verweben, oder sein Gefühl wird ihm nahelegen, gewisse an der Grenze des Faßbaren liegende seelische Vorgänge in der Form von künstlerisch und echt ersonnenen Träumen darzustellen.

* »Der Dichter und das Phantasieren« (Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre, 2. Folge, 1909, S. 197 u. ff.)

Es muß als ein ausgezeichneter und prägnanter Beweis für die von Freud entdeckten Wahrheiten angesehen werden, daß tatsächlich eine solche Dichtung existiert, welche das oben Gesagte und noch vieles andere bis ins feinste Detail eklatant erweist. Es ist das die Novelle: »Schläfst Du, Mutter?« von Jakob Wassermann*. Der kleine Held dieser Kindergeschichte, Peter Vogelsang, tritt gleich zu Beginn als träumerisch, fast tiefsinnig im Schulhof stehend auf, hält sich überlegen abseits und wird zum Gespött seiner Kollegen und zum Tadel des Lehrers. Als träumerisch wird er noch an vielen Stellen der Novelle geschildert, man wirft ihm vor, er sei ein Träumer, er wird von der Mutter darum getadelt und davor gewarnt, sich diesen Phantasien hinzugeben. Er legt sich in den Wald, verfällt in Tagträume, bis er einschläft und dieses Träumen ist immer als ein fast wollüstiger Genuß geschildert. »Es war schön, mit ausgestreckten Gliedern daliegen zu können wie ein Kaiser und ins dunkelgrüne Nadelwerk zu blicken. Immer zu phantasieren, so, als ob es keine Menschen gäbe« (S. 21). An einer anderen Stelle (S. 39) heißt es: »So ging sein Tag in Träumen hin«. Dieses Träumen ist charakteristischer Weise wiederholt von einem Schuldgefühl begleitet: dem Träumer selbst scheint gelegentlich die Zeit verloren oder mißbraucht. Der Knabe phantasiert sich in einflußreiche und machtvolle Figuren. So zieht er als Anführer einer Armee die Straße, ist Kapitän, Seeräuber, Feldmarschall (S. 16). Wiederholt und mit besonderer Befriedigung verweilt er bei der Phantasie, er sei Kaiser oder König**, wie in der bereits erwähnten Stelle. Im Zweifel, ob er Feldmarschall oder Seeräuber werden soll, gibt für das erste den Ausschlag, wenn er bedenkt, »daß man es vom Feldmarschall gar leicht zum Kaiser bringen kann« (S. 17). »Wenn er Kaiser wäre,« heißt es Seite 21, »wie schön würde es auf der Welt sein! Nur dreimal in der Woche würde Schule abgehalten . . .« Zur Erreichung dieses Zieles träumt er an anderer Stelle: »Natürlich mußte er dazu schon groß sein und stark, — stärker wie Haushammers Fritz, ja sogar stärker wie der Vater selbst« (S. 16). Hier wird ersichtlich, daß ganz im Sinne Freuds die Tagträume sich mit dem Ideal beschäftigen, erwachsen, oder wie es hier auch heißt, ein Mann zu sein, so stark oder gar stärker als der Vater**. Dieser Grundwunsch der Kinderseele, groß und erwachsen zu sein, dominiert in den Tagträumen des Knaben. Daß er sich in letzter Linie gerade mit dem Vater vergleicht und ihn zu übertreffen wünscht, führt uns direkt auf den Kernkomplex der Kinderphantasien, die Beschäftigung mit dem Ödipusthema. Auch diese Seite der Tagträume bestätigt uns die Dichtung, da sich die Phantasien des Knaben liebevoll, mitleidig und sehn-

* Kleine Bibliothek Langen, Band I.

** Es zeigen sich hier auch Voraussetzungen dafür, daß die symbolische Darstellung der nächtlichen Träume gern Kaiser oder König für Vater setzt, Kaiserin oder Königin für Mutter.

sichtig mit der Mutter beschäftigen, sie befreien, beglücken und für sich allein besitzen wollen. In den Phantasien macht er die Mutter zu seiner Königin. Wie leidenschaftlich und tief in diesen Wünschen begründet der Haß des Knaben gegen den Vater wurzelt, wird deutlich in der kraß übertriebenen Zeichnung des Vaters als bösen, geldgierigen Egoisten und Taugenichts. Unter diesem Bilde begegnen wir den Vater auch in einem wohl tatsächlich erlebten Traum, wo er als roher Verfolger die Mutter mit der Peitsche blutig schlägt (S. 74). Auf diesen Traum kommen wir später ausführlich zurück. Im Gegensatz zu diesem, vom Haß gezeichneten Bilde des Vaters, erscheint die Mutter als hehre Gestalt, »mit ein wenig schleppendem Gang« (S. 42), die eine auffällig wohltuende Harmonie als Züge ihres Wesens selbst den von ihr bewohnten Zimmern aufdrückt und in vornehmer Resignation sich auf den bescheidenen Haushalt als ein »winziges Königreich« beschränkt (S. 42). Das Bild der Mutter, mit deren Tod die Erzählung abschließt, ist in der ganzen Geschichte als eine tragisch leidende, enttäuschte, zu Besserem geborene, edle Frauengestalt festgehalten; immer ist sie blaß, leidend, müde, Tränen fließen aus ihren Augen. Ihr unglückliches Schicksal, den lieblosen Mann durch die Flucht zu verlieren, geht in Krankheit mit tödlichem Ausgang zu Ende. »Schläfst du, Mutter?« fragt der Knabe entsetzt am Schluß, da er sich über die kalte tote Mutter beugt. Ist also der Inhalt der Novelle eigentlich das Sterben der unglücklichen Mutter durch die Schuld des Vaters, so wird dies noch klarer durch einen Traum, den der Knabe hat, nachdem die Mutter zärtlich und rührend von ihm Abschied genommen, indem sie ihm das Versprechen abringt, kein solcher Träumer zu sein, den Kopf nicht immer hängen zu lassen und sich im Leben etwas Großes vorzunehmen (S. 73). Der Traum lautet: »Er fuhr in einer Karosse und neben ihm saß die Mutter. Und sie blickte mit ihren großen wundervollen Augen nachdenklich vor sich nieder. Durch eine weite Wüste fuhren sie, in der man nichts als Sand und Steine und die rote Sonne sah. Und hinter der Kutsche lief der Vater und schwang die Peitsche. Sein Gesicht war ganz rot und aufgequollen, ganz häßlich, und er schrie immer und konnte nicht nachkommen. Die Mutter aber lächelte verächtlich und streichelte Peters Haar langsam und liebvoll und flüsterte: verträumt habe ich mein Leben, verträumt . . . Plötzlich aber traf sie die Peitsche des Vaters mitten ins Gesicht, und das helle Blut floß aus ihren Wangen und aus ihrer Stirn! Sie wurde immer bleicher, aber der Vater schrie immerzu, und die Karosse stand nicht still. Peter fühlte, wie die Hand der Mutter auf seinem Kopf erstarrte, wie sich die Finger ins Haar einkrampften, als sie sich zurücklehnte, seufzend und bleich . . . . .« Es braucht nicht vieler Deutung, um zu sehen, daß die Mutter in liebevoller Umarmung mit dem Kind, durch den rohen Schlag des Vaters zu Tode getroffen wird. Der Vater ist als roher, häßlicher,

böser Mensch gezeichnet, an dessen Seite die Mutter bedauert, das Leben verbracht zu haben. Aus diesem Traum erwacht der Knabe mit unbestimmter Angst, von der es im folgenden heißt: «Und dann ging diese Angst wieder in jene allgemeine und beklemmende Furcht vor dem Leben über und er kam sich so hilflos vor, so allein« (S. 75). Den bösen Eindruck dieses nächtlichen Traumes lösen frohe Tagträume ab, in denen er erst Feldmarschall, dann aber Baumeister werden und viel Geld verdienen will, offenbar um die Mutter zu erhalten, die von dem unter Mitnahme des Geldes geflüchteten Vater in Not zurückgelassen worden war: »Da kann ich dann der Mutter was davon geben,« heißt es Seite 76. «Ich will ihr ein großes marmornes Schloß am Meer bauen, darinnen soll sie wohnen, ganz allein mit mir.« Es ist ersichtlich, daß der Sohn hier die Stelle des Vaters bei der Mutter einnehmen will — wobei auch die Geschwister eifersüchtig weggedacht sind und — »ihm wurde das Leben plötzlich golden und heiter in seiner Wirklichkeit, nicht mehr wie früher im Traum. Und eine ganz fremde Glut erwärmte nun seinen Körper.« Er kommt aus der düstern Talschlucht zur lichten Höhe und »der Weg lag da so klar und bestimmt, daß man nicht fehltreten konnte. Und eine schöne Frau stand da. Sie lächelte ihm zu, sie warf ihm Blüten ins Gesicht, und sie neckte ihn, wenn er den Kopf hängen ließ und grübeln wollte . . . . . . Ach, wenn er doch jetzt groß wäre und stark, dann hätte er heiraten können, und ein Schloß würde er sich bauen mitten im Wald, und lauter Schlösser in der Runde, so herrlich wie die Residenz des Königs« (S. 77).

Zu der erotisch gefärbten Liebe zur Mutter scheint sich auch die Dankbarkeit zu gesellen für deren gütige, gelegentlich auch strafende Erziehung, die aber doch gewohnt war, das Kind vor den Roheiten des Vaters zu schützen. Besonders warnt die Mutter das Kind immer wieder, sich den Träumereien hinzugeben, selbst noch in dem eindrucksvollen Augenblick auf ihrem Totenbett*. Auch in die Tagträume mengt sich wiederholt der selbsterzieherische Wunsch, nicht mehr zu träumen, und es hat dann einen eigenartigen Reiz, daß im Verlaufe des ehrgeizigen Tagtraums der Phantasiewunsch auftaucht, der Träumer möge nicht mehr träumen. »Ich will nicht träumen,« sagte er sich, »ich will ein Mann werden. Und jetzt muß ich auch meine Schulaufgaben machen, ja heute Nacht noch, und die Mutter soll sehen, daß ich nicht so ein Herumträumer bin« (S. 76). An einer anderen Stelle heißt es: »Und dann kam auch der liebe Gott und blickte streng herab auf Peter. Es fiel ihm ein, daß er noch gar nicht seine Schulaufgaben gemacht habe, und wie ein leiser Schauer wurde ihm dunkel bewußt, daß es nicht gut sei, solch ein

* Vielleicht ist es nicht nur Erinnerung, sondern auch ein elegischer Wunsch des seines Wertes noch nicht sicheren jungen Dichters, der aber in praktischen Berufen versagt, »die Mutter hätte mir das Träumen abgewöhnen sollen«, der aus der Zeit der Niederschrift der Novelle in jene Jugend projiziert wird.

Träumer zu sein« (S. 70). Es mag hier darauf hingewiesen sein, daß die Tagträume vielfach als Abkömmlinge der autoerotischen Phantasien anzusehen sind, wozu dann auch das Schuldgefühl besser paßt.

Wurde auch das Träumen dem kleinen Knaben mit dem Fluch des Unnützen belegt, so ist es — um wieder zu dem Dichter zurückzukehren — diesem zur Grundkraft seiner Phantasieschöpfungen in so reichem Ausmaß geworden. Daß wir den berühmten Romanschriftsteller auch als Essayisten und Denker schätzen gelernt haben, findet vielleicht seine früheste Andeutung darin, daß er schon als Held dieser Novelle — wie es hier heißt — »bei seinen neun Jahren schon ein beachtenswerter Philosoph« war, »der über den lieben Gott bereits sein ganz bestimmtes Urteil hatte« (S. 12). Es finden sich vereinzelte Andeutungen darüber, daß die Kinder »über die Wohnung Gottes« phantasieren, sowie über das Geheimnis des Todes, das dem Dichter durch den Tod der Mutter in nachwirkendstem Eindruck nahegebracht worden war. Imponierender ist freilich die Bestätigung, die in dieser Dichtung für die Freud'sche Feststellung erbracht wird, daß sich die Kinder schon sehr früh mit dem ersten großartigen Problem des Lebens beschäftigen, indem sie sich die Frage stellen: Woher kommen die Kinder? Dieser Wissensdrang erwacht meist »unter dem Stachel der sie beherrschenden eigensüchtigen Triebe, wenn sie von der Ankunft eines neuen Kindes betroffen werden« (Freud*), was damit übereinstimmt, daß der Held der Novelle mehrere jüngere Geschwister hat. Wie klar und scharf beobachtend die Kinder dabei vorgehen, zeigt sich am besten darin, daß »weit mehr Kinder, als die Eltern ahnen, mit der Storchfabel unzufrieden sind und ihr energische Zweifel entgegensetzen« (Freud, ebenda S. 163). So auch der kleine Held unserer Geschichte (S. 18): »Das Empörendste war aber, daß sie (Tante Lina) immer vom Storch sprach, der die kleinen Kinder bringe. Als ob er das geglaubt hätte, solche Kindermärchen! — Und er versank in tiefes Grübeln. Eigentlich war er doch noch nicht fertig mit diesem Storch. Wer sollte einen denn sonst bringen, wenn es nicht der Storch war? Aber anderseits, welches Interesse konnte der Storch daran haben, daß die Menschen Kinder bekämen. Ja — und dies war der Hauptpunkt: Im Herbst ziehen doch die Störche fort, können also keine Kinder bringen; er wußte aber ganz genau, daß die Kinder auch dann auf die Welt kommen, wenn gar keine Störche mehr da sind. Und was ist dies für ein geheimnisvoller Ort, wo die vielen winzigen Kinderchen liegen? Ein großer See, von dunklen Wildnissen umspannt . . .« Seine kleine Freundin Lizzi, in deren Gestalt der Dichter mit feiner Beobachtung die reale Liebeswahl, noch ein bißchen im Kampfe mit dem

* »Über infantile Sexualtheorien« (Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre. 2. Folge, 1909, S. 162).

prüden Knabenstolz, überaus charakteristisch schildert, freut sich Peter, aufklären zu können, daß die kleinen Kinder ganz wo anders herkommen als vom Storch (S. 46). Wie tief das Problem im Herzen des Kindes sitzt, ergibt sich aus einer anderen Stelle (S. 48): ». . . und eine weiche zerfließende Wehmut beherrschte dies Kind, und seine Augen blickten verlangend nach der Lösung eines Rätsels, obwohl es doch noch weit von jener Periode entfernt war, wo der jugendliche Geist sich mit schemenhaften Bildern zerquält und befleckt. Aber das Leben selbst erschien ihm als etwas ganz Erstaunliches und Fremdartiges: in seiner Seele schrie es förmlich nach Licht, wenn seine kindliche Phantasie vor jener Schranke Halt machen mußte, an welcher der Storch stand, ein Gegenstand der Verachtung und ehrfurchtgebietend zugleich.«

Das Thema von der Herkunft der Kinder führt wieder auf das Problem des Todes, indem das Kind, in seinem sexuellen Forschungsdrang gehemmt, die Phantasie entwickelt, daß die Menschen im Tode dorthin zurückkehren, woher sie gekommen sind. Diesem Komplex entspricht der Seite 22 erzählte Traum des Knaben: »Dann träumte er, er sei gestorben. Er wurde in einen Sarg gelegt und wurde begraben. Aber als er drunten lag im Grabe, da fand er, daß er noch nicht ganz gestorben sei, und er wachte wieder auf. Er krabbelte aus dem Loch heraus und, angetan mit einem großen, weißen Totenlaken, machte er sich auf den Heimweg. Die Stadt lag noch im Morgengrauen und war ganz öde. Da begegnete ihm am Bahnhofe Haushammers Fritz. »Ich hab' gedacht, du bist tot,« sagte er. — »Ich war schon tot,« erwiderte Peter, »aber jetzt bin ich wieder aufgewacht.« — »Jetzt gehst gewiß heim?« Peter nickte. »Was wird denn dein Vater sagen, wennst jetzt schon wieder kommst? Der wird schimpfen!« Am Brunnendenkmal blieb Peter stehen und dachte nach. Und er bekam solche Furcht davor, was der Vater sagen würde, daß er schnell wieder umkehrte und sich ins Grab legte.« — Der starke Eindruck und die tiefe Bedeutung dieses Traumes zeigt sich darin, daß er einerseits fast vollständig aus dem Bewußtsein verdrängt wird (S. 25), anderseits in dem Todesgespräch mit der kleinen Freundin noch nachklingt.

Neben diesen hier im Detail erwiesenen, intuitiven Bestätigungen Freud'scher Forschungen durch diese vor vielen Jahren entstandene Novelle, sei noch hingewiesen auf einige Grundzüge der Persönlichkeit des Dichters, die sich auch in fast allen seinen späteren Werken im Detail nachweisen ließen. Der Held ist auch schon hier ein leidender, passiver, nicht, wie wir es sonst gewohnt sind, ein kämpfender und siegender. Damit im Zusammenhange steht die besondere Betonung einer zweiseitigen infantilen sublimierten Liebeskomponente: einer grausamen Regung, die sich nur flüchtig in den Kampfphantasien verrät, und einer im eigenen Leiden schwelgenden Phantasie, die sehr deutlich in der Schmiedeszene zum Ausdruck kommt, wo dem Pferd ein Hufeisen angeschlagen wird, und es heißt: »Er dachte: man sollte das einmal bei mir

probieren! Man sollte mir einmal Nägel in die Füße schlagen!« (S. 13.) Und obwohl es weiter heißt: »Erstens, würde ich schreien, und dann ... dann würde schon Papa kommen« ... ist der Eindruck doch so tief, daß er bei Nacht davon träumt, »daß er ein Pferd sei und man ihm Hufeisen an die Füße nagelte. Aber siehe, er empfand gar keinen Schmerz und er war sogar stolz auf diesen neuen, glänzenden Schmuck« (S. 22). In einem Tagtraum zeigt sich die Neigung offen in ihrer erotischen Form: »... Wenn eine schöne Frau seinen Weg kreuzte und wenn sie ihn anlächelte, daß er hätte vergehen mögen, oder daß er hätte weinen mögen in irgendeinem süßen Schmerz« (S. 50).

Zum Schlusse sei noch die Ähnlichkeit dieser Dichterpersönlichkeit mit der des Malers Segantini hervorgehoben, der gleichfalls seine Mutter früh verloren hat. Die psychoanalytische Studie von Abraham* weist bei Segantini ebenfalls das Bild der unvergeßlichen Mutter nach, von der es auch hier heißt: »Diese hohe Gestalt, wie sie müde einherschritt«, die dem Sohne das ganze Leben hindurch als hohes Frauenideal vorschwebt, die zu einer Rivalität mit dem Vater Anlaß gab und für seine Heimatsliebe, sein Naturgefühl, seine Melancholie sowie für sein Festhalten am Todesthema und manche Stoffwahl gleichfalls zum Ausgangspunkt geworden ist.

* »Giovanni Segantini.« Ein psychoanalytischer Versuch. (Schriften zur angewandten Seelenkunde, herausgegeben von Professor S. Freud, 11. Heft, 1911).



Anwendungen der Psychanalyse in der Pädagogik und Seelsorge.

Von DR. OSKAR PFISTER, Seminarlehrer und Pfarrer in Zürich.

Die psychanalytische Forschung hat drei sichere Ergebnisse gezeitigt, welche eine Umwälzung der erzieherischen und seelsorgerlichen Praxis nach sich ziehen müssen.

Zunächst lieferte sie den exakten Nachweis dafür, daß unser bewußtes Denken, Fühlen und Wollen auf Schritt und Tritt von seelischen Motiven beherrscht wird, die unter der Bewußtseinsschwelle liegen. Feine Menschenkenner ahnten diese »subliminalen« (»unterschwelligen«) Mächte schon lange. Besonders die höchsten ästhetischen, ethischen und religiösen »Offenbarungen« brachte man oft mit solchen jenseits des Bewußtseins liegenden Tatsachen in Zusammenhang. Schiller scheint es zu tun in seiner Schilderung des Dichters:

»Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.«

Seitdem Sokrates von der bewußten ethischen Reflexion die unmittelbare Eingebung des Daimonions unterschied, ist zum mindesten die Stimme des Gewissens immer wieder auf nichtbewußte Einflüsse, oft auf die vom Strahl des Bewußtseins nicht beleuchteten Tiefen der Seele zurückgeführt worden. Die religiösen Propheten waren sich stets klar, daß sie nicht aus eigener Gedankenwelt schöpften, sondern unter Impulsen standen, die ihren bewußten Seelenregungen oft stark widerstrebten. Auch diese sittlichen und religiösen »Intuitionen« wurden, nachdem der supranaturalistische Wunderglaube einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise gewichen war, häufig als Wirkungen unterschwelliger Vorgänge aufgefaßt. Der scharfsichtigste aller Hintergrundspsychologen, Nietzsche, wagt sogar den Ausspruch: »Man muß noch den größten Teil des bewußten Denkens unter die Instinkttätigkeiten rechnen, sogar im Falle des philosophischen Denkens; . . . . . das meiste bewußte Denken eines Philosophen ist durch seine Instinkte heimlich geführt und in bestimmte Bahnen gezwungen. Auch hinter aller Logik und ihrer anscheinenden Selbstherrlichkeit der Bewegung stehen Wertschätzungen, deutlicher gesprochen, physiologische Forderungen zur Erhaltung einer bestimmten Art von Leben *«.

Allein mit dieser Einsicht konnte die Wissenschaft bisher

* Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse. (Erstes Hauptstück, 3).

nichts anfangen. Schon Nietzsche verrät seine Verlegenheit deutlich genug: Der Psycholog ist genötigt, das Denken aus »Instinkten« herzuleiten. Welcher exakte Naturforscher hörte diesen Ausdruck, mit dem die mythologisierende Naturphilosophie so viel Unfug trieb, ohne rechtschaffenes Gruseln? Schon steigt der »hellseherische Instinkt«, den Eduard von Hartmann als Wundertier erster Klasse durchs Land führte, aus seiner Gruft, und wer schemenhaften Gespenstern entgehen will, besinnt sich auf ein Bannsprüchlein. Damit soll gar nicht gesagt sein, daß Nietzsche Unrecht hätte. Bewahre! Das Fatale ist nur, daß wir über die Natur jener Instinkte so wenig erfahren. Schon viele wollten die ganze Philosophie, wie Nietzsche andeutet, aus physiologischen Gesetzen ableiten. Bekanntlich gründet Avenarius seinen ganzen Empiriokritizismus auf die Annahme, daß alles geistige Leben als eine Kette von Selbsterhaltungen der physischen Zentralorgane aufzufassen sei, wobei stets ein Gleichgewicht zwischen Stoffwechsel und Arbeitsleistung hergestellt werden solle. Aber bringt diese physiologische Hypothese die verwickelten Erscheinungen der Kunst, Moral, Religion oder des übrigen Alltagslebens uns wirklich näher?

James führt in seinem Werke »Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit« den überzeugenden Nachweis, daß die Frömmigkeit aus dem Unbewußten aufquelle. Nun aber behandelt er dieses als ein Zauberreich, in das die exakte Forschung keinen Zutritt erlange. Er läßt sogar die Möglichkeit offen, daß dort die Fäden natürlicher Kausalität durch Wirkungen aus dem Jenseits unterbrochen werden*. Wo aber Telegramme aus einer jenseitigen Welt einlaufen, hat die Psychologie ihr Recht verloren, denn sie steht und fällt, wie alle Wissenschaft, mit dem Prinzip der natürlichen Erklärung.

Die Psychanalyse nun zeigt den Kreis der subliminal bedingten Geistesverrichtungen viel weiter ausgedehnt als ihre Vorgänger. Auch die Stellung zu den Mitmenschen und zum Leben, die Berufswahl, unzählige Exzentrizitäten, Launen, Liebhabereien, Gewohnheiten, Fehlleistungen, kurz unzählige kleine und das ganze Leben bestimmende Züge, lehrte sie als Produkt der unterschwelligen Regungen ansehen.

Nun aber kommt ein Zweites hinzu: Diese Geister der Tiefe verbergen sich nicht länger im Nebel einer Naturdichtung oder Mythologie. Vielmehr gelang es dem Genius Sigmund Freuds, auf Wegen, die wir hier nicht anzugeben haben, jene nichtbewußten seelischen Realitäten zum großen Teil wissenschaftlich ausfindig und faßbar zu machen. An dieser Stelle sei nur daran erinnert, daß es sich zunächst um Seelenregungen handelt, die einst bewußt waren, dann aber wegen ihres peinlichen Charakters

* W. James, Die religiöse Erfahrung. (Deutsch von Wobbermin), Leipzig 1907, 443 f., 461—467.

aus dem Bewußtsein verdrängt wurden und nun insgeheim, ohne ihre wahre Natur zu verraten, sich durchzusetzen versuchen. Haben wir jene primären Triebregungen gefunden, so können wir auch die ursprünglichen Triebe, die Nietzsche als Instinkte bezeichnet, angeben.

Die dritte folgenschwere Entdeckung Freuds liegt in dem Nachweis, daß ein geeignetes Verfahren, das heute bereits in den Grundzügen angegeben werden kann, die unterschwelligen Triebrichtungen und damit das gesamte Geistesleben eines Menschen sehr stark zu beeinflussen vermag. Dieses auf Analyse gestützte und beständig mit ihrer Hilfe arbeitende Erziehungswerk vollbringt schon heute pädagogische und seelsorgerliche Leistungen, welche nach meinen Erfahrungen eine unschätzbare Bereicherung der planmäßigen Seelenlenkung und Seelenpflege bedeuten. Durch die Verdrängung einer Strebung ins Unbewußte wurde nämlich der betreffende Trieb gebunden, seine normale Entwicklung gehemmt und in die Tiefe gebannt. Von hier aus konnte er sich, von direkter und offener Betätigung abgehalten, nur noch in bizarrer Maskierung auswirken, bald in neurotischem Krankheitssymptom, bald in auffallendem Verhalten, das ganz nur ins Ressort des Pädagogen und Pfarrers gehört. Von der leisen Verstimmung, deren Ursache das Bewußtsein hartnäckig verschweigt, von der anscheinend sinnlosen Gewohnheit, die ihren Zwangscharakter noch verbirgt, bis hinauf zu den ungeheuerlichsten und schädlichsten Verzerrungen des Charakterbildes erstreckt sich eine unglaublich reichhaltige Skala, die dem analysenkundigen Seelenführer die erfolgreichsten Eingriffe in Aussicht stellt. Wo der Pädagoge und Pfarrer herkömmlichen Stils kopfschüttelnd vor rätselhaften Schrullen und Marotten stand oder in schmerzlicher Hoffnungslosigkeit vor gewissen Monstrositäten die Waffen streckte, sich mit der Unheilbarkeit des Falles über seine eigene prekäre Lage mühsam hinwegtröstend, da sieht sich der Psychanalytiker unzählige Male im Besitz von Methoden, welche ihm reichen Erfolg verheißen.

Ich kann den Eindruck nicht in Worte fassen, den ich nach zwölfjähriger pädagogischer und pastoraler Tätigkeit zu Stadt und Land im Jahre 1908 erhielt, nachdem ich angefangen hatte, die Psychanalyse in den Dienst meines beruflichen Wirkens zu stellen. Zur Befriedigung über die neuen Erfolge, die ich früher nie zu hoffen gewagt hätte, gesellte sich Bedauern bei der Erinnerung an die vielen Fälle, in denen mir bisher das Rettungsseil fehlte, wenn ertrinkende Menschen sehnsüchtig die Hand nach mir ausstreckten. Während mir anfangs die analytisch-seelsorgerliche Behandlung kranker Klienten, die an ethischen und religiösen Defekten litten, als das wichtigste Geschenk der Psychanalyse erschien, so lernte ich allmählich einsehen, daß die Erziehung Normaler Individuen durch Freuds Technik eine Bereicherung erfährt, welche der Therapie im engeren Sinne an Bedeutung mindestens ebenbürtig ist.

Heute sind die Affekte der Überraschung längst verflogen*. Meine Ehrfurcht vor der grandiosen Mission der Psychanalyse in Pädagogik und Seelsorge ist nur gestiegen. Zu meiner Genugtuung darf ich hinzufügen, daß noch alle Fachgenossen, die Lehrer wie die Pfarrer, die in ernstem Studium und eigener Arbeit tiefere Blicke in den psychanalytischen Betrieb taten, eine ähnliche Wertschätzung gewannen. Wir glauben nicht, eine alleinseligmachende und alle beglückende Panacee zu besitzen, sonst müßten wir uns ja beinahe für Zauberer halten. Bei Schwachbegabten, von Natur aus ethisch Defekten, bei zum voraus der Analyse sich Widersetzenden oder bei gewissen Psychopathen richten wir mit der Analyse nichts oder wenig aus. Hier bedienen wir uns der hergebrachten Methoden, so wenig sie uns verheißen. Gefährliche oder zweifelhafte Fälle überlassen wir dem ärztlichen Analytiker, mit dem wir auch sonst in beständiger Arbeitsgemeinschaft stehen. Die Einwendungen der gegnerischen Kritik prüfen wir gewissenhaft, freilich nur, um immer aufs neue mit dem geistreichen Bleuler** die zahllosen Mißverständnisse und Irrtümer unserer Opponenten feststellen zu müssen und ihren vagen Vermutungen die Wucht gesicherter Tatsachen gegenüberzusetzen.

Ich werde im folgenden einige möglichst einfache Beispiele analytischer Erziehungsarbeit aus meiner eigenen Praxis geben. Eine einzige durchgeführte Analyse beanspruchte mehr Raum, als hier für meinen ganzen Überblick zur Verfügung steht. So hoffe ich vom Leser leichter verstanden zu werden und ihn auf die analytische Arbeit großen Stiles wenigstens einigermaßen vorzubereiten.

Ich beginne mit einigen Beispielen, deren Analoga jeder Erzieher massenhaft beobachten kann.

LÜGENHAFTIGKEIT.

Ein Bewohner meiner Kirchgemeinde bittet mich, ihm eine Erziehungsanstalt zu nennen, in welche er seine unwahrhaftige Pflegetochter verbringen könne. Das 16jährige Mädchen streue das Gerücht aus, es werde von ihm, dem Pflegevater, und einem gewissen Pfarrer mit obszönen und rohen Ausdrücken angegriffen. Auch sonst lüge es mit unglaublicher Frechheit und Beharrlichkeit. Ich erkläre dem Mann, daß zuerst der seelische Zustand der Delinquentin zu prüfen sei, bevor die Frage der Institutsversorgung spruchreif werde. — Die Unterredung mit der jungen Sünderin ergab folgende Einzelheiten, die ich fast alle zuverlässig nachprüfen konnte:

* Meine ersten psychanalytischen Arbeiten: »Wahnvorstellung und Schülerselbstmord (»Schweiz. Blätter für Schulgesundheitspflege und Kinderschutz« 1909, Nr. 1) und »Psychanalytische Seelsorge und experimentelle Moralpädagogik« (»Protestantische Monatshefte« 1909, Heft 1) wurden 1908 verfaßt.

** Seine glänzende Verteidigung der «Psychanalyse Freuds« erschien im II. Band (zweite Hälfte) des Jahrbuches für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen (1911), auch separat bei Deuticke, Wien.

Das Mädchen sprach den beschuldigten Pfarrer ein einziges Mal und wurde von ihm freundlich behandelt. Es liebt ihn, da der ins Ausland verreiste Jüngling, auf den es ein Auge warf, innig an dem Manne hängt. Die kleine Lügnerin verleumdet in der angegebenen Weise nur Männer, in die sie verliebt ist. Aus der Lügenhaftigkeit, der sie im 12. Altersjahr verfiel, zieht sie keinen Vorteil. Schluchzend berichtet sie, daß sie oft im Bett weinen müsse, weil sie so abscheulich lüge, und sich des Konfirmanden-unterrichtes unwürdig vorkomme. Oft bete sie zu Gott um Befreiung von ihrem Laster, allein am folgenden Tag packe es sie nur desto schlimmer. Im Hause des Pfarrers, der ihr den Religions-unterricht erteilt, erlitt sie beim Treppensteigen einen so heftigen Angstanfall, daß sie kaum mehr vom Flecke kam.

Letzteres Vorkommnis, wie auch die heftige Erschütterung der Schuldbeladenen während ihres Geständnisses und der Inhalt der Lügen zeigen uns den hysterischen Zwangscharakter der in Frage stehenden Unwahrhaftigkeit. Die Verleumdungen schließen eine Wunscherfüllung ein: Das Töchterchen möchte von den heiß geliebten Männern angegriffen und als Dirne behandelt werden. Allein es verdrängt den Wunsch, der sich nun als Dämon der Tiefe mit unwiderstehlicher Gewalt in Form der üblen Nachrede auslebt. Die vergebliche Liebe wandelt sich in Haß um und befriedigt sich in phantastischer verbaler Vergewaltigung. Die Lügenhaftigkeit war ebenso alt wie die Masturbation und drückt die Tendenz aus, einen Fehler zu verbergen und vorzutäuschen, wobei sie vom eigentlichen Delikt ablenkt.

Freundliche Belehrung über diese Zusammenhänge bereitete dem lügenhaften Treiben ein sofortiges Ende. Keine einzige Unwahrheit mehr wurde zur Überraschung der Pflegeeltern in den folgenden Monaten beobachtet. Was Bitten und Strafen, Selbstvorwürfe und Gebete nicht erzielten, gelang der analytischen Pädagogik mit Leichtigkeit, während eine Besserungsanstalt vielleicht sogar nur Schaden angestiftet hätte.

KLEPTOMANIE.

Ein 17jähriger Lehrling fühlte einen unwiderstehlichen Drang, in seinem Geschäft einen Gummireifen (Velo-Pneu) zu entwenden, obwohl er kein Velo besitzt und annehmen muß, daß sein Diebstahl an den Tag kommt. Nach langem Kampf unterliegt er. Er stiehlt den Schlauch, spielt in größter Erregung einige Minuten mit ihm — und schenkt ihn gleichgültig einem Kameraden. Sein Vergehen wird mit Entlassung geahndet. Er überhäuft sich mit Vorwürfen und glaubt, ein geborener Verbrecher zu sein, da er wider seinen Willen die Missetat beging und seinen Vater auf einer Unredlichkeit ertappte. Andere Gemütsverwicklungen treten hinzu, Schlaflosigkeit verhindert Beruhigung des Gemütes, und so besteht lange Zeit nicht geringer Lebensüberdruß.

Der Dieb wider Willen hatte Masturbation verdrängt und frönte daher an einem symbolischen Phantom, dem Schlauch, seinen üblen Gelüsten.

Das weibliche Gegenstück zu dem eben angeführten männlichen Symbol reizte einen andern meiner Schüler. Der 18jährige Bursche schraubte am hellen Tage trotz hoher Wahrscheinlichkeit entdeckt zu werden, vor einem Fleischerladen von einem Velo die Klammer, in welche die Pumpe gesteckt werden sollte. Der einer angesehenen Familie angehörige und gut bemittelte Jüngling wurde auch richtig erwischt. Kurz vorher hatte er versucht, die Mutter im Badezimmer zu beobachten.

Diese Erfahrungen bestätigen diejenigen von Otto Groß, Stekel*, Riklin und anderen. Wer die Not vieler Kleptomanen kennt, wird wünschen, daß den Unglücklichen recht bald ein analytisch geschulter Erzieher begegnen möge. Von ethisch defekten Dieben, denen von Haus aus die Elemente des sittlichen Bewußtseins fehlen, ist hier nicht die Rede.

TIERQUÄLEREI UND ZERSTÖRUNGSWUT.

Ein 16jähriger Konfirmand, der mit Gott, der Welt und sich zerfallen ist, Sohn eines Paralytikers, bekennt mir seine Selbstgefährlichkeit. Eines Tages sieht er ein reizendes Kätzchen in der Sonne sitzen. Alsbald erwacht in ihm die glühende Begierde, es zu mißhandeln. Eine furchtbare Unruhe bemächtigt sich seiner, bis er eine Rute geholt und das schlummernde Tier aus aller Kraft auf die Nase, als das empfindlichste Organ, geschlagen hat. Die junge Katze ist vor Schmerz und Schrecken halb tot, über den Täter aber kommt ein starkes Lustgefühl. Befriedigt macht er sich aus dem Staub. Ein andermal fühlt er sich gezwungen, im leeren Schulzimmer den Strumpf eines Auerlichtes zu zerstören, und wieder erfährt er eine Art von sexuellem Orgasmus. Fliegen mißhandelt er möglichst langsam zu Tode.

Derselbe Knabe liebt Spiele, bei denen er gequält wird. Gern läßt er sich als gefangenen Indianer an den Marterpfahl binden und reizt die Gefährten, die Stricke immer enger zuzuschnüren, ihn immer schonungsloser zu bewerfen. In der Tortur empfindet er die süßesten Wonnen.

Katze und Auerstrumpf vertreten, wie in den Träumen so oft, männliches und weibliches Sexualobjekt. Der junge Sadist übte mit seinem jüngeren Bruder mutuelle Onanie aus, gab sie jedoch aus gesundheitlichen Bedenken auf. Das Tier repräsentiert ihm den Bruder, den seine Libido sucht. Die Rute bedeutet, wie im Vulgärgebrauch, das männliche Organ. Auf die Schwester wirft der Strumpfzerstörer inzestuöse Phantasieen. Die Stauung des sexuellen

* W. Stekel, »Die sexuelle Wurzel der Kleptomanie«. Zeitschrift für Sexualwissenschaft. 1908, 588—600.

Gelüstes bauscht die sadistisch-masochistische Komponente gewaltig auf.

Man sieht aus unserem Beispiel, wie verkehrt jene Pädagogen handeln, die jedem Tierquäler körperliche Züchtigung angedeihen lassen. Sie wollen die Einfühlung in die tierischen Unlustgefühle erzwingen. Sehr viele Tierquäler indessen sind Sadisten, folglich auch mehr oder weniger Masochisten, und erreichen durch schmerzhafte Strafe nur das, was sie befriedigt und ihre grausamen Triebe verstärkt.

ARBEITSSCHEU.

Über ein sechzehnjähriges Mädchen wird bei mir Klage geführt, weil es durch heftige Abneigung gegen häusliche Arbeiten das Familienleben störe. Alle Ermahnungen, Belohnungen und Strafen prallen an der sonst gutartigen Tochter ab. Auf meine Frage, ob sich die Widerspenstige körperlich gesund und frisch fühle, erfahre ich, daß von klein auf habituelle Stuhlverstopfung vorherrschte und mit Klystieren, sowie unzähligen Laxantien bekämpft wurde. Andere Symptome ethischer und religiöser Art sollen später zur Sprache kommen.

Als Ursache der Absperrung gegen häusliche Geschäfte gibt die Kleine zuerst nichtige Gründe an: Unpraktische Beanlagung, Übergenauigkeit der Mutter usw. Anfangs behauptet sie, alle Hausarbeiten seien peinlich, widerwärtig. Ich frage, ob einzelne mehr, andere weniger unangenehm seien, und erfahre zu meiner Überraschung, daß Tischdecken, Kochen, Bettrichten und Botengänge ohne Widerstreben vor sich gehen, dagegen Aufräumen, Abstauben und besonders Reinigung des Vogelkäfigs und Besorgung der abgeschnittenen Blumen als unausstehlich empfunden werden. Ich mache meine Besucherin darauf aufmerksam, daß die verhaßten Beschäftigungen lauter Reinigungsarbeiten sind, vernehme aber die Gegenfrage: »Und die Blumen?« Ich erkundige mich weiter: »Was hast du an ihnen zu tun?« Das Mädchen antwortet: »Ich muß die angefaulten Enden der Stengel abschneiden, weil die Saftkanäle verstopft sind.«

Das Mädchen begriff sofort den Zusammenhang zwischen Verstopfung und Arbeitsscheu, verlor letztere jedoch erst nach einigen Tagen, als das körperliche Übel psychotherapeutisch (mit Hilfe von Dubois und Freud) entfernt worden war. Alsbald verwandelte sich die Renitente in ein fleißiges Hausmütterchen.

Die junge Analerotika wollte sich die bei mühsamer Defäkation und Klystieren gewonnene masochistische Lust nicht entgehen lassen. Die Scheu vor Reinigungsarbeiten drückt die Absage an die normale prompte Darmreinigung aus.

Oft steckt ein anderer Auterotismus hinter der Arbeitsverweigerung: Eine achtzehnjährige Analysandin verrichtet willig alle Hausfrauengeschäfte, nur das Fensterputzen ist ihr schrecklich.

Die in Mädchenträumen so häufig nachzuweisende Symbolik des Fensters löst das Rätsel. Es handelt sich um Verdrängung der Masturbation.

WIDERWILLE GEGEN EINZELNE SPEISEN.

Daß die Abneigung vieler Kinder gegen gewisse zuträgliche Speisen sehr oft durch seelische Ursachen hervorgebracht wird, wissen wir schon daraus, daß die abgelehnten Nahrungsmittel manch=mal in anderer Gestalt oder bei heimlicher Zufuhr vortrefflich vertragen werden. Wie die Ablehnung bedingt sein kann, zeigt folgende Beobachtung:

Ein 22jähriger Student kann trotz ausgezeichneten Gebisses seit dem fünften Lebensjahr nichts hartes beißen, da er zu spüren glaubt, daß seine Zähne wackeln. Besonders Brotrinden, Schokolade und Äpfel vermag er nicht zu genießen. Den Versuch, einen Apfel anzubeißen, bezahlt er mit einem Schüttelfrost.

Die Analyse enthüllt folgenden Sachverhalt: Die Mutter des Jünglings zittert bei Wortwechseln mit dem Kiefer, wobei ihre Zähne aufeinanderschlagen. Der Sohn übertreibt die Einfühlung bis zur gänzlichen Identifikation. Brotrinde und Schokolade haben Be=ziehungen zum Analerotismus, indem sie den Mund ähnlich beschmutzen, wie die normalen Faeces die Darmendigung. Der junge Mann laboriert — man könnte ebensogut sagen: schwelgt — von der Kindheit an als Konstipant. Hinzu kommt verdrängte Koprophilie. Der Apfel ist verwehrt wegen seiner symbolischen Be=ziehung zur Mutterbrust und später zum Skrotum.

Auch diese lebenslängliche Verstopfung wich der Analyse, damit auch die jene symbolisch realisierende Abscheu gegen harte Speisen. Die Vorliebe für die früher verpönte Nahrung wurde einige Zeit recht auffallend.

Die meisten Erzieher nötigen ihre Zöglinge, auch verhaßtes Futter zu genießen. Sogar Schläge und Hunger sollen die Ver=gewaltigung herbeiführen helfen, erzielen aber sehr oft nur gesteigerte Eßverbote oder andere neurotische Phänomene, überdies schweren Haß gegen den törichten Peiniger. Bei der großen Bedeutung der Eß=Symbolik für die Kindesentwicklung bitte ich die Analytiker, diese Obsessionen (krankhaften Nötigungen) in ihren Veröffent=lichungen ganz besonders zu würdigen.

SYMPTOMHANDLUNGEN.

Wer sich mit der Analyse scheinbar sinnloser Gesten, die immer wiederkehren, längere Zeit befaßt, gelangt allmählich dazu, aus diesen stereotypen Gewohnheiten intime Geheimnisse mit Sicher=heit abzulesen.

Ein 15jähriger Schüler pflegte häufig eine auffallende Grimasse zu schneiden, indem er die Nase rümpfte und mit dem ausgestreckten Zeigefinger unter ihr durchfuhr. Oft auch zog er das Kinn nach

unten und scharrte unter dem rechten Mundwinkel. Als ich eines Tages den Spruch behandelte: »Die Sünde steht vor der Tür«, beschloß ich, einen kleinen analytischen Sondierballon auszusenden. Unauffällig den Knaben beobachtend, sprach ich von der Versuchung zum Lügen, Betrügen, Stehlen, Prahlen. Das Gesicht des Jungen blieb unverändert. Doch sowie ich darauf hinwies, daß leider schlüpfrige, häßliche Dinge geredet und getan werden, schoß der Finger unter der Nase hinweg und scharrte nach seiner Gewohnheit. Zu Ende der Stunde bei der Repetition wiederholte ich das Experiment mit demselben Ergebnis.

Obschon ich somit wußte, daß ein schwerer Konflikt dem Schüler ernstlich zu schaffen machte, drängte ich meine Hilfe nicht auf. Ich wußte bestimmt, daß der Knabe sich melden werde. Nach neun Monaten erschien er auch richtig und bat mich um Beistand. Das Naserümpfen drückte Ekel über einen Geruch aus. Der ausgestreckte Finger verschloß das eine Nasenloch, um ihn abzuwehren, und drückte gleichzeitig symbolisch die Veranlassung der unangenehmen Schaustellung aus. Der Junge hatte masturbiert. Der Geruch der Keimstoffe war ihm widerlich, und doch gelüstete ihn darnach. Darum wird das eine Nasenloch zugehalten, während durch das andere aufgeatmet wird. Ein ähnliches Kompromiß verrät die Handlung des Fingers, der am weiblichen Sexualsymbol vorbeifährt, die Kohabitation somit ablehnt. Ähnliche Phantasien und Symbolhandlungen findet man oft bei Impotenten. Bei auffallendem Grübeln in der Nase trotz aller Verbote, oder wenn ein Junge konstant immer wieder, was auch der Lehrer abmahne, den Finger durch ein Knopfloch stößt, weiß der analysierende Lehrer, daß die Begierde des Lüsternen sich in ihren Phantasien keine Schranke auferlegt.

Das Scharren unter dem Mundwinkel ging auf ein Geschwür zurück, das mein Schüler an jener Stelle lange getragen hatte und in masochistischer Begehrlichkeit nicht ausheilen ließ. Den etwas eitlen Burschen ärgerte der Schönheitsmangel, und er wünschte ihn weg. Jetzt, da er sich wegen Masturbation mit Vorwürfen quält, bedient er sich des früheren Materials: Wie der frühere, soll auch der gegenwärtige Flecken entfernt werden. Auch hier das nämliche Raffinement wie bei der Mimik in der Nasenzone: Das Scharren unterhält den Defekt, der doch beseitigt werden soll. Somit ist der Wunsch ausgedrückt, die Masturbation auszuüben und dennoch vom Makel befreit zu werden. Trat dieser günstige Ausgang beim körperlichen Fehler ein, warum nicht auch beim sittlichen? Die Geste unterblieb von Stund an.

WIRKUNGEN DER PRÜGELSTRAFE.

Erst die Analyse öffnet dem Pädagogen den Blick für den ganzen Umfang und Tiefe der verheerenden Wirkungen körperlicher Züchtigungen. Jeder Analytiker, der mit jungen Leuten zu tun hat,

kennt eine nicht geringe Anzahl solcher, die durch eigene Bestrafung oder — noch häufiger — durch den Anblick fremder Kastigation schweren Schaden litten. Gesunde Naturen kommen ohne Nachteil davon, wenn auch oft der Groll die Liebe beeinträchtigt und die aktive Weitergabe der erlittenen Prozedur die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit erhebt, an Individuen zu geraten, die geschädigt werden. Ich kenne mehrere Lehrer, die durch ihre Prügelpädagogik und ihren sadistisch finstern Ton ihr Schulzimmer zu einer Brutanstalt für Neurosen ausbauten und dabei nicht einmal wissen, was für gemeingefährliche Menschen sie sind.

Ein 16jähriger Konfirmand anvertraut mir, daß er seit einem Jahr an Schwermut leidet. Seine Träume verraten, daß er die Eltern tot wünscht. Erst nach Wochen gesteht er seine täglich wiederholte Masturbation, welcher die stereotype Vorstellung vorangeht, ein Knabe oder (seltener) die Schwester werde aufs Gesäß geschlagen. Die Gewohnheit ist etwa zwei Jahre alt. Ungefähr ebenso lange laboriert er an Errötungssucht und Bauchschmerzen. Ausgelöst wurde die Onanie durch eine Kletterübung in der Turnstunde. Einige Wochen später rieb der Junge während der Schulpause unter der Bank masturbatorisch die Beine aneinander, als neben ihm ein Knabe aufs Gesäß geschlagen wurde. Alsbald setzte die obsedierende Vorstellung ein.

Natürlich belebte das Schulerlebnis frühere Episoden. Als früheste fand sich folgendes im vierten oder fünften Jahr spielendes Erlebnis: Im Hausgang war durch unbekannten Täter eine Wand mit Bleistift verkritzelt worden. Die Nachbarin bezichtigt die Schwester unseres Analysanden der Urheberschaft. Letzterer aber nimmt die Schuld auf sich, aber keineswegs, um die Schwester zu retten. Da kein anderer Grund ersichtlich, vermute ich, er habe einer masochistischen Anwandlung nachgegeben. Bald reute ihn jedoch die falsche Selbstanklage. Die Schwester klagt den Bruder an, findet aber keinen Glauben und bekommt Schläge aufs Gesäß, wobei der Bruder, wie er sich deutlich erinnert, Wollust fühlt, während er sonst ohne sexuelle Empfindungen der Züchtigung zugesehen hatte; auch Schuldgefühl stellt sich ein. Vorher hatte er sexuelle Erregungen empfunden, wenn er selbst auf die Nates geschlagen wurde. In späteren Jahren stellte sich das sadistische Gefühl nur dann ein, wenn einer seiner Kameraden Prügel bekam, weil er ihm ein Unrecht zugefügt hatte.

Die sadistische Komponente wurde somit zu bewußten Gefühlsäußerungen erst dann angestachelt, wenn Haß im Spiele war. Der Haß seinerseits tritt in unserem Fall offenbar als verdrängte Inzestliebe auf. In ihr liegt auch die Triebkraft zur Obsession und Masturbation. Die pädagogische Beeinflussung gelang leicht. Als angenehme Kompensation stellte sich neben gesteigerter Lebens- und Arbeitsfreude ein günstiges Verhältnis zur Schwester an Stelle des bisherigen Kriegszustandes ein.

Da der Kampf gegen die Prügelstrafe ein pädagogisches Lieblingslaster angreift, sei noch ein zweites Beispiel dargeboten. Eine in der Mitte der Vierziger stehende Dame, die durch einen damals noch wenig erfahrenen Analytiker nach zirka 22jähriger Ehe von Frigidität und anderen hysterischen Symptomen geheilt worden war, litt an Lebensüberdruß, da sie am Analytiker hängen geblieben war. Dieser hatte ungeschickterweise die Übertragung provoziert und die schönsten Kompensationen abgeschnitten. Die Heilung, die nur drei Besuche und einige Briefe beanspruchte, beseitigte auch eine Migräne, die stets bei Föhnwind ausbrach und auf ihrem Höhepunkt Erbrechen hervorrief. Die Kopfschmerzen hatten sich erstmals nach der Brautnacht eingestellt. Das Erbrechen dagegen stammte aus der Schulzeit. Eines Tages nämlich walkte der Lehrer ein paar ungezogene Buben kräftig durch. In der darauffolgenden Nacht reproduzierte das achtjährige Mädchen die Szene und erfuhr eine heftige sexuelle Erregung, auch kam es zu Erbrechen. Von da an wiederholte sich diese Erscheinung sehr oft, so lange das Mädchen zu diesem Lehrer ging, und so oft etwas passierte, das an die Prügelprozedur erinnerte. Sofort nach Übertritt zu einer Lehrerin hörte das Leiden auf. Selbstverständlich brachte des Lehrers Roheit nur den letzten Anstoß. Schon damals war die Kleine hysterisch: Ein Exhibitionist hatte sie im fünften oder sechsten Jahr erschreckt; seither verursachte das Schaukeln, das bisher sexuelle Lustgefühle wachgerufen hatte, Ekel und mußte daher unterbleiben. Ferner erinnerte sich die Dame, daß sie einst als etwa vierjähriges Mädchen von der Mutter auf die entblößten Nates geschlagen wurde und Wollust fühlte. Zudem sah sie sich in jenem Moment in dem hinter ihr stehenden Spiegel.

Der Sexualverkehr weckte die Erinnerung an den Exhibitionisten, der Föhnwind die an die sexuelle Erregung des Schaukelns wieder auf. Die Frigidität wich erst dann, als die Kranke sich vorstellte, ihr Gatte sei der analysierende Arzt und prügle unbarmherzig seine Kinder. Auch diese Phantasie mußte erst analytisch beseitigt werden, bis gänzlich normale Beziehungen einkehrten. Auch die Migräne wich bald, doch trat ein kleiner Rückfall ein bei der Lektüre einer Biographie, in der von grausamer Körperstrafe die Rede war. Seither hielt die Heilung an.

FOLGEN VORENTHALTENER SEXUELLER AUFKLÄRUNG.

Der vorhin erwähnte Knabe, den sadistische Zwangsvorstellungen zu exzessiver Onanie trieben, konnte trotz redlichster Vorsätze in kein erträgliches Verhältnis zu seiner Mutter kommen. Wir hörten, daß sein Unbewußtes sie tot wünschte. Unter den Motiven fand sich der Groll wegen verweigerter sexueller Aufklärung. Hätte man ihm den Sinn und die Folgen der Geschlechtsfunktionen klar gemacht, meinte der Bursche, so wäre er nicht in sein Laster

und die damit verbundenen Nöte geraten, auch wäre ihm viel unnützes Grübeln erspart geblieben, und er hätte mehr Zutrauen zur Mutter gefaßt, während er jetzt ihr Verheimlichen und ihre entrüsteten Frageverbote als Hindeutung auf gefährliche, unheimliche Gewalten deutete und zornig war, weil man ihn in seiner Bedrängnis im Stiche ließ. Auch hier war offene Aussprache nötig, um die Spannung zu beseitigen.

Ein anderes Beispiel möge zeigen, wie rohe sexuelle Belehrung auf ein Kindergemüt zu wirken vermag. Ein zirka 18jähriges Mädchen, das mir wegen Antipathie gegen alle Menschen mit Ausnahme einer Kameradin und Lebensüberdruß zugeführt wird, zeigte bald nach Eintritt in die Schule (sieben- oder achtjährig) starke Absperrung gegen ihre Genossinnen. Zuerst weicht sie ihnen aus, um mit etwa zwölf Jahren ein aggressives, höhnisches Wesen gegen sie zu äußern. Im ersteren Zeitabschnitt hat sie häufig einen stereotypen Angsttraum: Sie geht auf einer geraden Straße zwischen zwei Sümpfen, aus welchen sich viele Hände nach ihr ausstrecken, um sie hinunterzureißen. Die Analyse ergab mühelos: Die Mitschüler lachten die Kleine aus, die noch an das Christkind und den die Kinder bringenden Engel glaubte, und redeten ihr ein, die Mutter trage das Kind im Leibe, und wenn sie ihr Kind nicht stillen könne, schneide man ihr die Brüste ab. Auch andere häßliche Vorstellungen brachten sie dem entsetzten Kind bei. Im Traume ist angedeutet der Wunsch, sich von den Altersgenossen in den Sumpf unschöner Vorstellungen und wohl auch Handlungen hinabreißen zu lassen, aber ebenso das noch stärkere Verlangen, ihnen zu entgehen. — Vom zwölften Jahr an, nach der Lektüre eines Buches über Buffalo Bill, träumte dem Mädchen oft, es sei ein Indianerhäuptling und bringe eine Menge von Bleichgesichtern um. Der Masochismus wird vom Sadismus abgelöst. In ihrer homosexuellen Phantasie weiß sich die Geächtete grimmig zu rächen, was dem Verhalten in der Wirklichkeit entspricht, nur daß das Leben dem Hasse Schranken setzt.

Hätte nicht die ganze Einstellung auf Menschheit und Leben eine andere Richtung gewonnen, wenn eine verständige Aufklärung seitens der Mutter im richtigen Moment erfolgt wäre?

VERSCHROBENE ALLÜREN.

Eine Menge von unverständlichen Seltsamkeiten auch bei Zöglingen, die wir als normal ansehen, werden durch die Psychanalyse erklärt und beseitigt, während die sonstigen Erziehungsmittel versagen. Zwang treibt nur den Teufel durch Belzebub aus. Ich wähle ein Beispiel, das allerdings einen 16jährigen Zwangsneurotiker betrifft.

Der junge Mensch vernachlässigt zum Entsetzen seiner vornehmen und künstlerisch feinfühligen Familie sein Äußeres auffällig und weigert sich, jemand auf der Straße zu grüßen. Die

Lehrer werden mit möglichst nachlässiger Bewegung abgespeist. Elegante Kleidungsstücke werden in kürzester Frist zu Schanden geritten, dann aber lange ausgetragen. Scher= und Rasiermesser sind verhaßt, auf Struppigkeit scheint der junge Mann stolz zu sein. Hinzu kommt, daß das Zimmer nie geheizt werden darf. Bei starrender Kälte arbeitet der Jüngling mit steifgefrornen Fingern am offenen Fenster. Eltern und Erzieher stehen vor einem Rätsel. Und doch ist die Erklärung überaus einfach: Der Jüngling leidet unter einer Menge von Zwängen, die hier nicht angeführt zu werden brauchen. Er fühlt das Krankhafte an sich, und überkompensiert es, indem er den Naturburschen spielt und »naturgemäß« lebt. Dabei fällt er, wie so viele Naturprotzen, die ja nur eine Krank=heit bekämpfen, in sein verschrobenes und naturfeindliches Treiben, das er der analytischen Einsicht sehr bald opfert.

Kaum glaublich viele Knaben und Mädchen sind einem schein=bar sinnlosen Zeremoniell ergeben, dessen tiefe Zweckmäßigkeit der Analytiker aufdeckt. Besonders beim Gehen kommt alles mögliche vor: Einteilung der Rinnsteine in zwei oder mehr Schrittstrecken, Betreten oder Vermeiden der Verbindungslinie zweier Steine u. dgl. Ganz frei von solchen Erscheinungen, die dem kundigen Erzieher überaus wichtige seelische Verhältnisse aussagen, sind nur wenig Schüler. Eine statistische und analytische Untersuchung über diesen Gegenstand gedenke ich in Bälde zu veröffentlichen*.

MOTIVE DES HASSES.

Wie die Analyse in die Funktionen und Wirkungen des Hasses Licht trägt, zeigte ich in meiner Schrift: »Analytische Untersuchungen über die Psychologie des Hasses und der Ver=söhnung**«. Damals handelte es sich um Neid und Eifersucht. Hier möchte ich zwei andere Motive des Hasses analytisch beleuchten.

Eine 16jährige Konfirmandin gesteht mir, daß sie ihre Nach=barin hasse und verabscheue, obwohl sie ein braves Mädchen sei und ihre Antipathie gewiß nicht verdiene. Auf das Mädchen ein=gestellt, erinnert sie sich, daß jene über den Lehrer abschätzig urteile, während sie doch dessen Freundlichkeit äußerlich annehme. Ferner übe sie häufig eine auffallende Mundbewegung aus, die ans Küssen erinnert. Weitere Einfälle ergaben, daß die Analysandin dem Lehrer genau gleich gegenübersteht, wie die Gehaßte. Sie selbst verabscheut alle Männer, in welchen sie als Opfer mehrerer im achten Jahr erlittener Sittlichkeitsdelikte nur Sexualwesen sieht, und die sie sich fast stets nur mit erigiertem Penis vorstellen kann. (Einzige Ausnahme ist Jesus.) Sie macht sich Vorwürfe, weil sie dem Lehrer schmeichelt und

* Auch die so überaus häufigen auditions colorées konnte ich öfters als neurotische Phänomene von hoher Zweckmäßigkeit erkennen, was ich in einer nächstens erscheinenden Arbeit nachweise.

** Jahrbuch für psycho=analytische und psychopathologische Forschungen, Bd. II (1910), auch separat bei Deuticke, Wien.

doch unartig über ihn redet. Auch bewegte sie in früheren Jahren den Mund, wie ihre Kameradin, obwohl ihr Küsse widerlich sind.

Das Mädchen haßt also die Gefährtin, weil diese unangenehme Züge aufweist, die beiden gemeinsam sind. Die Aversion gründet sich somit auf unbewußte Identifikation. Recht häufig findet man diesen Typus der Aversion, dem ein analoger auf der sympathischen Seite gegenübersteht. Der Erzieher kann da sehr viel ausrichten, wie auch in Fällen, wie dem folgenden:

Ein $14^1/_2$jähriger Knabe haßt seinen jüngeren Bruder und ärgert ihn trotz aller Strafen. Jeden Morgen weckt er ihn, indem er ihm den Finger in den Mund steckt. Alle Erziehungsmittel sind gegen diese Gewohnheit machtlos. Die Analyse schuf Rat: Sie fand, daß der Missetäter, der päderastisch von Kameraden mißbraucht worden war, durch symbolische Verlegung jene Szene zwangsweise wiederholte, wie er auch sonst den Bruder zur Unzucht reizte. Der Finger diente wieder als Penis=Symbol. Der Haß ging aus Verweigerung der homosexuellen Liebe hervor. Es gelang ohne Mühe, den Versucher und den Gefährdeten zu befreien und die Stellung der feindlichen Brüder zu bessern.

KÖRPERSCHÄDEN ALS PÄDAGOGISCHE AUFGABE.

In unzähligen Leibesdefekten erblickt der Kundige nur die Außenseite von Störungen des sittlichen Gleichgewichtes. Mit der Überwindung des physischen Schadens wäre für die Gesamtexistenz des Zöglings wenig gewonnen. Will der Arzt gründliche Arbeit verrichten, so muß er mithin eine tiefgreifende pädagogische Arbeit leisten und das Körpersymptom vorläufig beiseite lassen. Bei aller Psychanalyse spielt der Therapeut die Rolle des Erziehers und greift somit dem Jugendbildner ins Amt ein. Dann aber ist nicht einzusehen, warum nicht der Pädagoge, dem das geistige Wohl der Schüler anvertraut ist, bei ausreichender Bildung die Arbeit leisten soll, zumal er den Zögling länger und früher beobachtete. Sein Eingriff ins ärztliche Territorium ist oft bei weitem nicht so groß, wie der des Mediziners in die pädagogische Domäne.

Aus einer Menge von eigenen Beobachtungen wähle ich einen schlichten Fall von nervösem Husten. Ein 19jähriges Mädchen leidet seit drei Jahren mit einigen Unterbrechungen, seit $1^1/_2$ Jahren kontinuierlich an sehr heftigem, bellendem Husten, gegen den die Ärzte nichts ausrichteten. Durch Abfragen erfahre ich folgendes: Ein Jahr nach Beginn ihrer Krankheit verließ die Tochter ihre Geburtsstadt und bezog ein Pensionat, in dem sie freundlich aufgenommen wurde. Bald hörte der Husten auf, um allerdings mit verminderter Kraft wiederzukehren, als zwei andere Mädchen eintraten und ihrer Beliebtheit den Vorrang abliefen. Nachdem die Rivalinnen ausgetreten waren, verschwand auch der Husten völlig. Nach kurzer Zeit ereignete sich der Tod ihrer liebsten Verwandten, der einzigen, von der sie sich verstanden wußte. Von da an

herrschte der Husten intensiv bis zur Analyse, welche in zwei Sitzungen das Übel und in einigen weiteren die ethische Hemmung beseitigte. Das Mädchen litt an einem Eltern-Komplex, das heißt: es hatte eine Menge peinlicher Erlebnisse und Phantasien, die sich auf die Eltern bezogen, verdrängt und wurde durch die dadurch geschaffene erotische Hemmung behelligt. Den stärksten Eindruck hatte ihr gemacht, daß man ihr im zwölften Jahr eine harmlose Liebe schroff austrieb. Schon damals sagte sie sich: »Vater und Mutter lieben mich nicht; sie wünschten, ich wäre tot.« Vier Jahre später erlitt sie eine akute Bronchitis mit starkem Husten. Da niemand sie zum Arzt oder ins Bett schickte, glaubte sie den eklatanten Beweis dafür zu besitzen, daß man ihren Tod wünsche, und schwelgte in der Vorstellung, daß man einst zu spät einsehen werde, wie sehr man sie verkannt habe. Wann immer der Elternkomplex sich regte, brach der Husten aus, um gleichsam auszudrücken: »Es ist wieder wie damals, als ich schwer krank war, und niemand sich um mich kümmerte.« Die masochistische Todessehnsucht bringt sich zur Geltung *. Nun verstehen wir auch, warum der Husten der Einstellung auf die Umgebung parallel geht, bei freundlicher Behandlung nachläßt, bei Zurücksetzung auftritt.

Die Sehnsucht nach dem Tode zeigte sich sehr schön im Assoziationsexperiment. Obwohl das Mädchen Suizidgedanken leugnete, zeigte es bei den im Jungschen Schema weit auseinanderliegenden Reizworten »Wasser, See, schwimmen« Reaktionsstörungen. Kurz vorher hatte beim Baden ein Selbstmordversuch stattgefunden. So entlarvte wieder einmal der Assoziationsversuch eine Lüge.

Die Kranke wies zuerst die Heilung zurück, da sie von Gott gestraft sei und sich mit den Eltern nicht aussöhnen wolle. Bald aber gab sie nach und erfuhr neben der Genesung eine erfreuliche Änderung ihres ethischen Verhaltens.

KOBOLDSTREICHE DES VERDRÄNGTEN BEI DER GATTENWAHL.

Es ist sehr interessant, zu beobachten, wie auch die folgenschwersten Lebensentscheidungen aus unterschwelligen Motiven hervorgehen. Deutlich ist dies oft z. B. bei der Berufswahl. Ein höchst leidenschaftlicher Naturforscher von sechzehn Jahren, der schon ein Jahrzehnt Vorliebe für seinen Beruf anpreist, wurde durch die Neugierde nach dem Geheimnis der Sexualität bestimmt. In seiner Zwangsneurose spielen Noli me tangere, Springschwänze und andere sexualsymbolisch wichtige Naturobjekte anfangs die

* Der Masochismus fehlt wohl selten in einem neurotischen Symptom. Besonders in der Schwermut vermißt man ihn selten. Goethe sagt in der ersten Fassung seines »Wilhelm Meister« (II. Buch, 2. Kap), daß der Mensch eine Art Lüsternheit nach dem Übel und eine dunkle Sehnsucht nach dem Genusse des Schmerzens habe« (Gustav Billeter, S. 93).

symptombestimmende Rolle. Ein Junge, der Chemiker werden will, zeigte in den ersten Jahren abnorm starken Ekel vor Fäkalgerüchen und außerordentliche Vorliebe für koprophile Gespräche. Mit etwa acht Jahren besucht er ein chemisches Laboratorium und will fortan Chemiker werden. Als Grund gibt er an: Es rieche in seiner Umgebung so gut. Wirklich setzt sich der Plan fest.

Bei der Gattenwahl sehen wir am häufigsten den Eltern- oder Geschwisterkomplex an der Arbeit. Ich gebe zunächst ein Beispiel für einen Mutterkomplex. Ein 26jähriger Gelehrter ist vier Wochen nach der Hochzeit über sein eheliches Unglück untröstlich. Seine Liebe ist entschwunden, bedrohliche Entladungen des Jähzornes lassen ihn ein Verbrechen an seiner Gattin befürchten. Stundenlang sitzt er vor einem Kranz, der seiner verstorbenen Mutter gewidmet war. Nachts schläft er außergewöhnlich lang, überdies verschläft er jeden Nachmittag. Seine Frau, eine Verwandte der Mutter, ist ihm an Alter überlegen. Er verlobte sich mit ihr am Sterbebett seiner Mutter. Die Analyse zeigt klipp und klar, daß er ein Muttersurrogat ehelichte und nun trostlos ist, weil der Abstand von der wirklichen Mutter, mit der er übrigens auch viel Streit hatte, groß ist. Der lange Schlaf verrät den Wunsch nach Flucht aus der Wirklichkeit und war mühelos zu beseitigen.

Ein 23jähriger Student verliebt sich in eine 40jährige Dame und ist unglücklich, weil er die Torheit seiner Liebe einsieht, sich aber von ihr nicht loswinden kann. Der Jüngling hat mit der Mutter gebrochen und verfällt nun, wie so mancher andere, erst recht der Mutter, wenn auch in Gestalt eines Muttersurrogats. Ein hübsches Paradigma ist auch der 24jährige, früh verwaiste Mohammed, der in seiner 40jährigen Chadidscha die Mutter wiederfand, der er, der sinnliche Mann, zeitlebens treu blieb, und von der er sich das Selbstbewußtsein des Propheten schenken ließ.

Ein zirka 25jähriger rechtschaffener Gefängniswärter verliebt sich in eine etwa sieben Jahre ältere, nicht gar hübsche Detinierte, die wegen Prostitution und Betrug eingebracht ist und infolge von Rückenmarksschwindsucht bis zu den Knien anästhetisch wurde. Er nimmt sofort seinen Abschied und heiratet die Verhaftete bald nach der Entlassung. Der Mann war an seine Mutter fixiert und pflegte sie in ihrem langen Siechtum bis zum Tod. Auch die Gattin, die er als Ersatz wählte, behandelt er mit rührender Fürsorge. Eine Analyse wäre hier natürlich unzweckmäßig gewesen, da sich der gute Mensch wohl befand.

Die beste Darstellung eines Geschwisterkomplexes gibt Ibsen in seinem Schauspiel »Klein Eyolf«. Meine Beobachtungen geben der psychologischen Auffassung des großen Menschenkenners Punkt für Punkt recht. Der Schriftsteller und frühere Lehrer Allmers hat seinen verkrüppelten Eyolf übervatert, indem er ihn mit Unterricht quälte. Ein Buch über die menschliche Verantwortung konnte er nicht zu Ende bringen, da ihn die höhere Pflicht drängte, sich

ganz und ausschließlich seinem Söhnchen zu widmen, damit er dessen herbes Los lindere. Seiner Gattin entzieht er die Liebe bis auf einen Rest, der ihr nicht genügen kann. Nach dem Tod des Krüppelkindes sucht der verzweifelnde Vater Trost bei der Schwester, die er seinen lieben treuen Eyolf nennt, und die Liebe zur Gattin erstirbt vollends. Warum die abnorm starke Konzentration auf das Kind? Offenbar sucht Allmers sein Schuldgefühl zu geschweigen, wie er es schon durch sein Buch über die Verantwortlichkeit unternahm. Allein den wahren Grund gibt ihm das Bewußtsein nicht an. Er ließ sich durch sein Weib einen Augenblick auf die Seite locken, als das Knäblein friedlich schlummernd auf dem Tische lag. Während er sich der Liebe ergab, fiel es. Der Fehler des Vaters ist folglich nicht so groß wie derjenige der Mutter. Ein hartes Schicksal hat eine kleine Unachtsamkeit der Eltern ausgenutzt.

Das Motiv der Schuld liegt tiefer: Allmers nennt sein Kind nach dem Namen, den einst die Schwester tragen sollte, wenn sie ein Junge geworden wäre. Er liebt sie, wie die Schwester genau fühlt, nicht so, wie Geschwister geliebt werden dürfen. Das Zusammenleben mit ihr nennt er einen einzigen hohen Feiertag. Auch sein Weib nahm er nur, um die Schwester zu versorgen. Kein Zweifel, er ist an seiner infantilen Einstellung auf die Schwester hängen geblieben, darum kann er auf die herrliche Gattin keine wirkliche Liebe übertragen. Der kurze Liebestaumel gilt in Wirklichkeit der Schwester. Das Kind, das ihren Namen führt, hat er sich von ihr gewünscht. Daher kann Frau Allmers es auch nicht lieben. Sie erklärt selbst, daß die Tante zwischen ihr und dem Söhnchen steht. Die Motivierung, ihre Schwägerin habe das Kind an sich gefesselt, drückt natürlich den wirklichen Sachverhalt nicht richtig aus. Dieser »Rationalisierungsversuch«, das heißt dieses Unternehmen, eine Eingebung des Unbewußten zu begründen, ist verfehlt. Vielmehr ahnt die Unglückliche, daß die Rivalin mit dem geliebten Gatten in verdrängter Inzestliebe verbunden ist. Das Schuldgefühl Allmers geht tatsächlich auf diese inzestuöse Neigung. Er kann sein Buch über die Verantwortung, wie die feinfühlige Gattin richtig angibt, aus Mißtrauen gegen sich selbst nicht zu Ende bringen. Der Geschwisterkomplex, der auch die Schwester an der Übertragung auf einen andern verhindert, geht bei Allmers auf den Mutter- und Vaterkomplex zurück: Er will gutmachen, daß der Vater gegen Mutter und Schwester hart war. In dem Bestreben, des Vaters Fehler gut zu machen, identifiziert er sich erst recht mit ihm, indem er das eigene Weib schlecht behandelt.

Dies alles ist von höchster Lebenswahrheit. Der analysierende Seelsorger sieht eine Menge ehelichen Unglücks hervorgehen aus unbewußten Personenverwechslungen, die durch Verwandtschaftskomplexe diktiert werden. Großartige Beispiele für den Vater-

komplex gibt Jung in seinem schönen Aufsatz: »Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen*.«

Die Psychanalyse kann selbstverständlich durchaus nicht alle unglücklichen Ehen, die auf derartige Illusionen gegründet sind, in glückliche verwandeln. Aber sie kann viel ausrichten: Den häßlichen Affektentladungen, die aus dem Widerspruch zwischen heißem Begehren und unmöglicher Befriedigung hervorgehen, bereitet sie ein Ende, indem sie törichte Hoffnungen ausschließt. Liebesunfähige reißt sie aus ihrer Gebundenheit an nahe Blutverwandte und gibt ihnen die Fähigkeit des eignen Liebens und Eigenlebens. Mancher, der ein Muttersurrogat gesucht und die Art der Gattin verabscheut hatte, lernte nach Wegfall der Illusion gerade dieses Eigengut seines Weibes schätzen und lieben. Und schließlich kann man das klar durchschaute und beherrschte Leid stets viel leichter ertragen, als das (ins Unterschwellige) verdrängte.

UNGLÜCKLICHE EHEN.

Mit Ermahnungen und religiösem Zuspruch ist erfahrungsgemäß da nichts auszurichten, wo eine schwere erotische Verwicklung vorliegt. Oder dann entwickelt sich eine ungesunde, überhitzte Frömmigkeit ohne sittliche Kraft. Die Sekten, die sich ausnahmslos aus komplexgequälten Individuen zusammensetzen, bilden einen ziemlich minderwertigen Ruheport für derartige Patienten. Sie repräsentieren ein gewisses Ventil, das gegen Krankheiten schützt, und leisten manchem schätzenswerte Dienste; allein die von ihnen gewährte religiöse Lust muß in der Regel mit geistiger Horizontverengerung, Verlusten an Menschenliebe und freiem Selbstleben bezahlt werden. Im ganzen dürften die Nachteile die Vorzüge doch wohl überwiegen.

Eine Ehe ist in der Regel unglücklich, wenn auf seiten des Mannes Impotenz, auf seiten der Frau Frigidität oder automatische Kontraktur der Vagina vorliegt. Es sei denn, daß die Sublimierungsfähigkeit einen außergewöhnlichen Grad einnehme. Die angegebenen sexuellen Anomalien gehen jedoch gewöhnlich auf Verdrängung zurück und lassen sich heilen, wenn Intelligenz und Wille zur Genesung ausreichend entwickelt sind. Ist die erotische Beziehung normal geworden, so dringt Licht und Freude in die Ehe. Von diesen Tatsachen müssen mit der Zeit auch die prüdesten Pfarrer Notiz nehmen. Natürlich gehören zu einer vollwertigen Ehe auch andere, wichtigere, besonders ethische Faktoren.

Eine junge, gebildete Dame erklärte ihrem impotenten Gatten unter Tränen, sie könne ihn nicht mehr lieben, da sie sich von ihm betrogen fühle. Wohl sage sie sich, daß er seinen Defekt bei der Verheiratung nicht kannte, allein ihre Liebe sei dahin. Da sich

* Jahrbuch I, 155—173. Künstlerisch vollendet durchgeführt ist die Geschichte eines Vaterkomplexes in der Novelle »Die Tochter vom Oberbühl« des Schweizer Dichters Jakob Frei.

Schmerzen im Unterleibe einstellen, wird sie operiert. Die Anwesenheit des Hymens nach einjähriger Ehe veranlaßt Erweiterung der Scheide. Die Schmerzen nehmen natürlich nur zu. Angst vor Einbrechern, die in den Garten eindringen, macht der Kranken viel zu schaffen. Der Gatte klagt mir sein Leid. Ich heile ihn von seiner Impotenz, die in Fixierung an die Mutter verankert war, eine ausgezeichnete analysierende Frauenärztin kuriert mit leichter Mühe die Patientin, und alsbald erfährt das junge Paar die Freude einer normalen Ehe und des elterlichen Glückes. Die Schmerzen drückten den Wunsch nach einer Geburt, die Phobie das Verlangen der Frau nach Einbruch in ihre Organe aus.

Die oben erwähnte 46jährige Dame, die nach 22jähriger Ehe in der Analyse ihre Frigidität verlor, bekannte, daß sie ihren Mann in jenem Augenblicke innig lieb gewann, und daß sie seither wie zwei Kinder zusammen leben.

Die zahlreichen Fälle, in denen ein Gatte an einem früheren Liebesverhältnis hängen blieb, oder wo die Liebe plötzlich spurlos verschwand, bieten oft günstige analytische Chancen.

Der Seelsorger bekommt von solchen Übeln erst Kunde, wenn die Zustände unerträglich wurden. Die meisten Fälle wird er dem Arzte zuweisen. Wo aber die Möglichkeit ärztlicher Hilfe ausgeschlossen ist und die sittliche Not drängt, wird er die nötige Seelenpflege nicht versagen dürfen.

Auch wenn verhaltener Grimm, alte Rachsucht edel angelegte Gatten entzweit, leistet die Analyse unschätzbare Dienste. Versöhnung ohne Einstimmung des Subliminalen wird zur Komödie. Erst die Kunsthilfe ermöglicht uns in vielen Fällen, eine völlige Einigung der Entzweiten herzustellen. Aber auch die Unvermeidlichkeit einer Ehescheidung und ihre wirklichen Gründe sind manchmal erst analytisch einzusehen.

RELIGIÖSE ABNORMITÄTEN.

Da die Psychanalyse uns jene Kammern erschließt, in denen die religiösen Erlebnisse bewirkt werden, dürfen Religionspsychologie und Pastoration von ihr großes erwarten. Wie oft müssen wir uns, so lange wir nur die traditionellen Methoden beherrschen, unser vollkommenes Unverständnis bizarrer Glaubensvorgänge eingestehen! Wie oft versagen unsere einleuchtendsten Argumentationen! Wer auch nur ein wenig Seelenkenntnis besitzt, wird sich sagen müssen, daß wir mit unseren historischen und dogmatischen Gedankengängen den Sitz der religiösen Alteration gar nicht treffen.

Die Psychanalyse beschenkt uns mit einer vollkommen neuen Religionspsychologie, welche auch die wunderlichsten Verschlingungen der religiösen Gedanken und Emotionen verstehen lehrt, wo die Bedingungen zur Analyse, namentlich Intelligenz und Bereitwilligkeit, gegeben sind.

In einer Reihe von Fällen gelang es mir, die innere Nötigung

zum Übertritt gut protestantischer Jünglinge in die katholische Kirche als neurotische Obsession zu entlarven und den Zwangsimpuls mit verhältnismäßig spielender Leichtigkeit zu entkräften, während alle historischen und dogmatischen Vorstellungen wirkungslos blieben*.

Überall zeigte sich der Zusammenhang der Zwangsvorstellung mit dem Vater-, Mutter- und Geliebtenkomplex sehr deutlich. Bei Verschrobenheiten, die sich in der brennenden Liebe zu eigentümlichen Sekten äußerten, ließ sich die psychologische Notwendigkeit nachweisen. Auch die religiöse Zungenrede verriet dem Analytiker das lang gesuchte Geheimnis ihres Sinnes, ihrer Gesetzmäßigkeit und biologischen Bedeutung**. Auch höchst merkwürdige Privatreligionen, die als tiefes Arkanum gegen außen geschützt werden, hat man öfters zu untersuchen Gelegenheit. Bei der oben genannten Angsthysterika, die alle Männer, mit Ausnahme Jesu, fast stets nur mit erigiertem Penis vorstellen kann und ingrimmig haßt, besteht ein erheblicher Teil der Aufgabe darin, die in beständigem Wandel begriffenen Gesichtszüge des gleichfalls gehaßten Gottes zu explorieren. Mit größter Genauigkeit läßt sich der jeweilige Zustand der Komplexe auf diesem Wege feststellen. Auch wo die religiöse Liebe auffallenderweise verloren geht, läßt sie sich analytisch finden. Religiöse Angst beobachtete ich bei einer älteren Witwe bald nach dem Tod des Mannes. Die fromme Dame litt plötzlich unter dem Gedanken, ihr Gebet sei unwirksam, sie könne nicht mehr beten. Es war nicht schwer, den Zusammenhang mit der durch den Hinschied des Gatten bedingten Angstneurose zu erkennen und Abhilfe durch Sublimierung zu schaffen. Haben wir uns hinreichende Kenntnis der Zusammenhänge des religiösen Lebens an lebenden Menschen erworben, so dürfen wir uns getrost an die historische Analyse wagen***.

Ich kann hier nur einige ganz schlichte Proben geben und verweise auf meine zitierten Publikationen. Das oben erwähnte Mädchen, das an unüberwindlicher Aversion gegen Hausgeschäfte litt, krankte auch an einer religiösen Stauung, die ich bereits einmal schilderte. Da der Fall sich durch Einfachheit auszeichnet, nehme ich den Bericht herüber: »Eine 16jährige Schülerin, die seit drei Jahren

* Vgl. meinen Aufsatz: Die Psychanalyse als wissenschaftliches Prinzip und seelsorgerliche Methode. »Evang. Freiheit« 1910. Ein Fall von psychanalyt. Seelsorge und Seelenheilung. »Evangel. Freiheit« 1909. Zur Psychologie des hysterischen Madonnenkultus. »Zentralblatt für Psychoanalyse«, Bd. I. Heft 1. (»Zeitschrift für Religionspsychologie«, Bd. V, 1911, 263—271.)

** Vgl. meinen Aufsatz: Die psychologische Enträtselung der religiösen Glossolalie und der automatischen Kryptographie. »Jahrbuch«, Bd. III, 1. und 2. Hälfte (1911).

*** Pfister, Die Frömmigkeit des Grafen L. v. Zinzendorf, «Schriften zur angewandten Seelenkunde», Heft 8, Wien, Deuticke, 1910. Hysterie und Mystik bei Margaretha Ebner (1291—1351). «Zentralblatt für Psychoanalyse», Bd. I, 468 bis 485, 1911. Zinzendorfs Frömmigkeit im Lichte Lic. Gerhard Reichels und der Psychanalyse. »Schweiz. theolog. Zschr.« 1911.

gerne meinen Religionsunterricht besuchte, litt unter anderem daran, daß sie nicht an Gott glauben konnte und zeitweise von heftiger Schwermut befallen wurde. Lange suchte ich die auffallend schwachen Gründe gegen Gott mündlich und schriftlich zu überwinden. Umsonst! Der Unglaube blieb, merkwürdigerweise neben inniger Naturandacht. Die Analyse führte sofort zum Ziel: Mit 12½-Jahren verliebte sich das hysterich veranlagte Kind schwärmerisch in einen Knaben und ernannte Gott zum Schutzherrn seiner Liebe. Das Verhältnis wurde sehr schroff von den Eltern zerstört. Bald darnach trat Schwermut auf, und zwar nur in oder nach Kindergesellschaft, wenn von Liebe geredet oder (wie zur Zeit jener Neigung) getanzt wurde. Die Erinnerung an den Knaben blieb dabei aus, doch stellte sich der zugehörige Affekt des Schmerzes ein. Die Ablehnung Gottes beruhte auf dem nämlichen Komplexvorgang: Gott hatte die Liebe nicht beschützt, und weil die Liebe überhaupt als illusorisch und häßlich zurückgewiesen wurde, mußte auch Gott als die ewige Liebe abgelehnt werden. Die Analyse half; die Schwermut wich, und die junge Ungläubige ließ sich jetzt sofort in ein fröhliches, frommes Gotteskind verwandeln*.«

Die Dame, die wir als Opfer der Prügelstrafe kennen lernten, zeigt eine interessante religiöse Entwicklung. Mit achtzehn Jahren verliebte sie sich in einen lebhaften, etwas brutalen Mann, der sich um ihre Schwester bewarb, aber abgelehnt wurde. Nach seinem Weggang ergab sich das Mädchen, das in seiner Verwandtschaft und seinem Bekanntenkreis keinen einzigen Pietisten aufweist, einer schwärmerischen Jesusminne, die es in ein gleichgesinntes, weltflüchtiges Konventikel zog. Mit zweiundzwanzig Jahren heiratete sie einen weit älteren Schwager, lediglich weil sie ihren Neffen eine gute Mutter sein wollte. Den älteren Stiefsohn, ein Ebenbild des ritterlichen Vaters, behandelte sie mit seltsamer Achtung, doch ohne Herzlichkeit, mit dem jüngeren, einem unbändigen Strudelkopf, geriet sie fortwährend in Konflikt. Als der Junge jedoch zum Jüngling heranreifte, änderte sich das Verhalten der Mutter auffallend: Sie gewann ihn »ungeheuer lieb« und behandelte ihn zärtlich. Eines Tages erklärte er ihr, der pietistische Heiland, an den er bisher zu glauben gelehrt worden sei, komme ihm süßlich, die pietistische Stimmung schwächlich vor. Zum allgemeinen Erstaunen entgegnet die Mutter, ganz gleich fühle sie selbst seit einiger Zeit. Bald darauf stirbt der Jüngling. Die erschütterte Mutter verfällt dem Stoizismus und nach etlichen Jahren schwerer Hysterie. Als durch die früher angegebene Analyse auch die schädliche Übertragung gelöst worden war, stellte sich eine ungemein kräftige Frömmigkeit ein, die Gott als Vater und seine sozialen Gebote ins Zentrum ihres Lebens setzte.

Die Zusammenhänge sind unschwer zu erraten: Der pietistische

* Ev. Freih. 1910.

Jesus ist sublimiertes Kontrastsurrogat für den Geliebten. Die Libido strömt auf den dem letzteren ähnlichen Stiefsohn zurück, so daß Jesus entlastet werden muß. Nach dem Tod des erotischen Objektes kann keine neue Jesusminne eintreten, weil sie Untreue gegen den Verstorbenen bedeutet hätte. Der Stoizismus zeigt uns die Entwickelung der Libido, die Hysterie das Mißglücken jenes philosophischen Sublimierungsversuches. Die Analyse beseitigte die Fixierung an den Jugendgeliebten und eröffnete die Übertragung auf den Vater, der in Gestalt des Gatten und Gottes die Sehnsucht des Herzens stillt und eine reiche soziale Betätigung ermöglicht.

ALLGEMEINE BEMERKUNGEN ÜBER DIE BEDEUTUNG DER PSYCHANALYSE FÜR PÄDAGOGIK UND SEELSORGE.

In einem streng religiösen Kreis wurde einst die Frage erörtert: »Woher kommt es, daß die wahren Christen häufiger mißratene Kinder haben, als die Weltmenschen?« Ich möchte das Problem variieren: »Warum gibt es so auffallend viele mißratene Lehrers- und Pfarrerskinder?« Die Antwort lautet: Weil unsere Fachpädagogen die wirklichen Triebkräfte der Seele, die realen Bedingungen der menschlichen Entwicklung und Entwicklungshemmungen fast durchwegs nicht kennen und daher massenhaft Erziehungsfehler begehen. In den schwierigsten Erziehungsfragen wendet man sich an Lehrer und Pfarrer. Aber wie wenige von ihnen sind in der Lage, die Defekte des emotionalen und intellektuellen Lebens aus ihren Ursachen zu erklären! Wie wenige bringen es fertig, komplexbedingte, neurotische Lügen von der Unwahrhaftigkeit des moralisch Schwachsinnigen, Arbeitsunlust infolge von seelischer Verwicklung von Faulheit zu unterscheiden? Wie oft sucht ein Vater, dessen Sohn an schwerem, die ganze Existenz bedrohtem Vaterkomplex leidet, durch Strenge ein korrektes Verhalten zu erzwingen, während er doch lediglich den krankhaften Zwang zum bösen Tun verstärkt und den Konflikt schürt, bis endlich eine schwere, vielleicht ruinöse Neurose ausbricht! Es ist ein Jammer, zu sehen, wie viele Menschen durch verblendete Fachpädagogen und ihre Klienten gewaltsam ins Elend gestoßen werden. Mit Prügeln und Schelten, Drohungen und Schmähungen überhäuft man die, welche unter inneren Spannungen bereits schwer leiden. Wer einen Blick in das übliche pädagogische Getriebe getan hat, wundert sich nicht über die Häufigkeit, sondern über die relative Seltenheit der mißratenen Kinder und der Kinderselbstmorde. *Unzählige, die unbeschreibliches Herzeleid über ihre Eltern und andere Menschen bringen und bringen müssen, da sie unter neurotischem Zwang stehen, könnten mit Hilfe der Analyse relativ leicht geheilt und in angenehme, nützliche Leute verwandelt werden,* sofern keine angeborene sittliche Defektuosität oder intellektuelle Minderwertigkeit besteht.

Der Grundfehler, den die Psychanalyse mit wundervoller Klarheit aufdeckt, läßt sich durch ein Gleichnis ausdrücken: Man will das lecke Dampfschiff, das bis hoch hinauf mit Wasser gefüllt ist, durch Einwerfen von Kohlen in den Ofen vorantreiben, statt daß man die Löcher verstopft und das eingedrungene Wasser auspumpt. Man steht auf dem alttestamentlichen Standpunkt der unaufhörlichen Forderung, des moralinsauren: »Du sollst«, statt auf dem evangelischen Prinzip der Erlösung und des freudebringenden Heilsangebotes. Nicht daß die Psychanalyse die »philanthropische« Erziehung mit Hilfe des Zuckerbrötchens und des Biskuit-Buchstabens befürwortete. Im Gegenteil zeigt sie die Notwendigkeit der Triebhemmung zum Zweck der Sublimierung. Allein sie zeigt, daß nicht jedem gleichviel Lasten aufgebürdet werden dürfen, sie fordert individuelle Erziehung* und verhütet unnütze Quälereien, die so viel Jugendlust zerstören und damit so viel edle, heilige Kraft vergeuden. Sie lehrt uns die wichtigsten Hebel der sittlichen Erziehung kennen, die sexuellen Triebkräfte und sympathischen Beziehungen zu den Menschen, namentlich den Eltern, während allgemeine Erörterungen, welche diese wichtigsten aller Motive außeracht lassen, in die Irre führen. Die Psychanalyse zeigt uns auch die Verwerflichkeit jener von einem bekannten Moralpädagogen in den untersten Kammern des Vatikans aufgefundenen Seelenpresse mit den grausamen Schrauben der Askese, des Denkverbotes in religiösen Dingen und der Autoritätsvergötterung. Das Ideal, dessen Schönheit die Psychanalyse am reinsten herausstellt, finde ich ausgedrückt in jener höchsten Lebensbejahung des Wortes: «Ich lebe, und ihr sollt auch leben». (Joh. 14, 9).

Jesu Gebot, oder besser Empfehlung der Liebe zu Gott, dem Nächsten und sich selbst, zeigt uns die beste Kanalisation der Libido, indem sie das Maximum an edler Liebesentfaltung ermöglicht und damit auch das Maximum an persönlichem Glück und allgemeiner Wohlfahrt anpreist, besonders wenn die Gottesidee recht weit und tief als Inbegriff und Realgrund alles Schönen, Guten und Wahren gefaßt wird.

Eine gesunde, den Lebensmut und die sittliche Energie fördernde Religiosität wird durch die von einem selbst religiös lebendigen Seelsorger vorgenommene Analyse nur gefestigt, während allerdings fromme Verschrobenheit unter ihrem Einfluß verschwindet. Ebenso leistet eine gediegene Frömmigkeit insofern der Analyse ausgezeichnete Dienste, als sie dem Patienten die Trennung vom bisherigen Minderwertigen und den Übergang zu einem unbekannten Neuen erleichtert durch den Trost, daß Gott dem Aufrichtigen beisteht und ihm neue, herrlichere Lebensmöglichkeiten schaffen wird. Ich selbst erfahre bei meiner Pastoration die stärkste Förderung durch das Jesuswort Joh. 8, 32: »Die Wahrheit wird euch frei machen.«

* Vgl. Ernest Jones (Prof. der Psychiatrie in Toronto, Kanada), Psycho-Analysis and Education. »Journal of Educational Psychology«. Nov. 1910.

Am Schlusse meiner Arbeit angelangt, bemerke ich mit einem gewissen Bedauern, daß wenig normale und nicht deutlich sexuelle Fälle zur Darstellung gelangten. An pathologischen Beispielen lassen sich die Zusammenhänge leichter nachweisen, und wenn nun einmal tatsächlich die Sexualität im Leben eine so große, oft verhängnisvolle Rolle spielt, so müssen Lehrer und Pfarrer die mitgebrachte Scheu gegen dieses Gebiet überwinden, selbst wenn übelwollende Persönlichkeiten ihnen unsaubere Motive unterschieben.

Will jemand es für gefährlich halten, mit jungen Leuten, ja Kindern über sexuelle Dinge zu reden, so empfehle ich ihm, seine ersten Versuche bei Zöglingen anzustellen, die, ohne von Natur aus schlecht zu sein, durch Schicksal und Neurose in alle Tiefen des Lasters gerissen wurden. Wer solche gesunkene Individuen gehoben hat, wird mit desto größerer Zuversicht an die analytische Behandlung von Individuen herantreten, die nicht ebenso tief in den Morast geraten sind.

Mit Takt und sittlicher Freiheit lassen sich auch heikle sexuelle Stoffe unanstößig behandeln. Wo das Sexuelle im engeren Sinne zur Sprache kommen muß, da stellt es sich früher oder später von selbst ein, ohne daß der Analytiker das Kind darauf stößt. Wo aber eine starke Not durch erotische Stauungen bedingt ist, da wäre es gewissenlos, Unsicherheit und Halbwissen zurückzulassen. Alle Welt ist doch darin einig, daß gerade diese beiden die Neugierde, das ganze Triebleben mehr reizen als gründliche Aufklärung über eine Frage, die den Zögling nun einmal intensiv beschäftigt. Ich habe denn auch nicht ein einziges Mal nachteilige Folgen von meinen Unterredungen über erotische und sexuelle Gegenstände beobachtet. Übrigens läßt sich das Sexuelle oft rasch erledigen. Selbstverständlich redet man von ihm nicht mehr als absolut nötig ist und lenkt sobald als möglich zu anderen Lebensgebieten über.

Ich bemerke noch, daß durchaus nicht bei jedem neurotischen Phänomen Analyse angezeigt ist. Fast alle Menschen überwinden ohne Kunsthilfe eine Menge derartiger Erscheinungen, z. B. den Zwang, die Verbindungslinie zweier Rinnsteine zu betreten oder zu vermeiden, oder durch irgend eine Zeremonie, z. B. Treppenstürmen vor Zuschlagen der Haustüre, Orakel einzuholen. Bei einem elfjährigen Knaben, der beim Gehen durch Zählzwang gestört wurde, genügte die scherzende Bemerkung: «Ich verstehe dein Kunststückchen ganz gut! Wenn du größer bist, werde ich es dir erklären!» und die in anderem Zusammenhang hingeworfene Glosse: «Dein Lehrer hat mir erzählt, daß in deiner Klasse unsauberes Zeug vorkam! Hüte dich davor, aber befürchte auch nicht, daß die Jungen, die leider in derartiges Treiben gerieten, nun krank oder gemeine Kerle werden müssen! Wer seine Eltern lieb hat, sich an Natur und Freundschaft labt und das reine Bild Jesu im Herzen trägt, läßt häßliche Sachen bleiben und ist ein fröhlicher, sauberer Mensch!» — Bei allen schwereren Triebverklemmungen dagegen ist ohne Analyse

nicht auszukommen*. Doch soll sie nicht tiefer eindringen, als die Neurose durchaus erfordert.

Es sei auch noch daran erinnert, daß durchaus nicht alle Komplexe restlos analysiert zu werden brauchen. Unsere ganze Kultur ruht auf Verdrängungen. Nur wo ungesunde, ethisch und hygienisch schädliche Komplexe vorliegen, ist ihre Beseitigung nötig. Mit einer idealistischen Ethik verträgt sich die Psychanalyse vortrefflich, ja sie leistet ihr in mancher Hinsicht, wie anderwärts ausgeführt werden soll, sogar kräftig Vorschub. Das Ziel der Sublimierung störrischer, niedrig sich auswirkender Triebe in die höchsten künstlerischen, wissenschaftlichen, sozialen, religiösen Leistungen sei hier nur angedeutet.

Die Pädagogik hat für die Psychanalyse das lebhafteste Interesse bekundet. Öffentlich haben erst drei Pädagogen von Ruf die Wichtigkeit der neuen Forschungs- und Erziehungsmethode für ihr Fach erkannt: Prof. Adolf Lüthi**, Prof. Ernst Meumann*** und Prof. Oskar Messmer†. Der letztere schließt seine Ausführungen mit den schönen Worten: »Alles in allem: Wir haben viel von der Psychanalyse zu lernen. Mit etwelcher Beschämung (in Ansehung unserer Versäumnis), aber auch mit tiefer Freude (in Ansehung des objektiven Fortschrittes) stellen wir fest, was für große und schöne Früchte uns von fremder Seite her in den pädagogischen Garten wachsen††.«

Ebensoviel Bereicherung wie die Pädagogik hat die pfarramtliche Seelsorge von der Psychanalyse zu erwarten. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die katholische und protestantische Pastoration im argen liegt. Erstere besitzt die Beichte, die gewiß wohltätig wirken kann, aber durch ihren Zwangscharakter, ihren Formalismus, ihre Beschränkung auf das bewußt Verschuldete, ihre Verbindung mit asketischer, viel zu stark verdrängender Lebensanschauung gerade den Bedürftigsten oft mehr schadet als nützt. Die protestantischen Kirchen haben aus Abneigung gegen das Beichtinstitut den Pfarrer von der Aufgabe, intime Geständnisse anzuhören, de facto dispensiert. Da jeder Beichtiger sein kann, geht der Laie im ganzen ziemlich selten mit seinen Herzensanliegen zum Pfarrer, es sei denn, daß es sich um religiös-dogmatische Probleme

* Vgl. Freud, Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. «Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen», I. 1—109; Jung, Über Konflikte der kindlichen Seele. Ebenda II. 33—58.

** Jahrbuch des Unterrichtswesens in der Schweiz 1909. S. 197.

*** Pädagog. Jahresbericht 1910, 63. Jahrg. Leipzig, Brandstetter, S. 134.

† »Berner Seminarblätter«, Bd. V. S. 292.

†† Während des Druckes dieser Arbeit erscheint ein Aufsatz von Dr. phil. P. Häberlin: »Sexualgespenster« in der Zeitschrift: »Sexual-Probleme«, 8. Jahrgang 1912, 96—106. Der Verfasser war Direktor der kantonalen Lehrerbildungsanstalt Kreuzlingen und wirkt heute als Privatdozent der Philosophie an der Universität Basel. Er ist der Erste, der es wagte, die Freudische Psychologie zum Gegenstand einer eigenen Vorlesung zu machen.

handelt. Die wenigen, die in seelischer Bedrängnis zum Pfarrer kommen, sind ausnahmslos Neurotiker. Gebeichtet wird natürlich auch bei Protestanten viel. Ein gesunder Instinkt sagt vielen Kranken, leider viel zu wenigen, was Goethe im »Tasso« (III, 2) — auch hier ein Vorläufer Freuds — so schön formuliert:

»Die Krankheit des Gemütes löset sich
In Klagen und Vertrau'n am leicht'sten auf.«

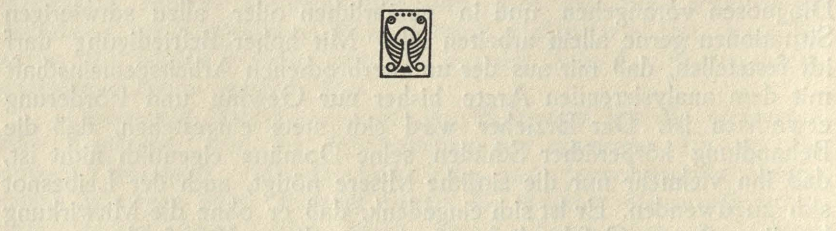
Dabei ist aber der Pfarrer überflüssig, denn er kann ja doch nicht besser helfen, als mancher andere. Anders wird die Stellung des Seelsorgers, wenn ihm methodische Hilfsquellen zu Gebote stehen, über welche der Laie nicht verfügt. Ich bekenne, daß mir die Psychanalyse eine seelsorgerliche Tätigkeit großen Stiles eingetragen hat. Als Lehrer und Seelsorger kann der Pfarrer unendlich viel Gutes wirken, zumal er schon das junge Volk beobachten darf und durch seine Stellung auch den Ärmsten seine Hilfe gewähren kann.

Den Ärzten wird er keine Konkurrenz machen, sondern in angenehmer Arbeitsgemeinschaft mit ihnen stehen. Wo es sich nicht um rein pädagogisch-pastorale Fälle handelt, betrachtet er sich als Schüler, Gehilfen und Mitarbeiter des Mediziners, den er bei fast allen Diagnosen vorangehen und in gefährlichen oder allzu schwierigen Situationen gerne allein arbeiten läßt. Mit hoher Befriedigung darf ich feststellen, daß mir aus der ununterbrochenen Arbeitsgemeinschaft mit dem analysierenden Arzte bisher nur Gewinn und Förderung erwachsen ist. Der Erzieher wird sich stets eingestehen, daß die Behandlung körperlicher Schäden seine Domäne eigentlich nicht ist, daß ihn vielmehr nur die sittliche Misere nötigt, auch der Leibesnot sich zuzuwenden. Er ist sich eingedenk, daß er ohne die Mitwirkung kundiger Ärzte Gefahr liefe, einem unseligen Kurpfuschertum zu verfallen, und wird daher bescheiden und ehrerbietig auch dem der Analyse unkundigen Arzte gegenüberstehen. Dem Mediziner, noch mehr dem leidenden Volk kann sich der Pädagoge und Pfarrer dadurch nützlich erweisen, daß er Früherkrankungen, die dem Laien verborgen sind, dem Arzte zuführt.

Sehr nachdrücklich sei jedoch gegenüber solchen, welche die Psychanalyse für Ärzte monopolisieren wollen, hervorgehoben, daß der Psychologe, Pädagoge und Seelsorger, wenn er Freuds geisteswissenschaftliche Methode innerhalb seines Faches handhabt, keineswegs als Laie tätig ist. An psychologischer Vorbildung und Vertrautheit mit dem menschlichen Geistesleben ist dieser Geisteswissenschaftler dem Durchschnittsmediziner im ganzen überlegen, und wenn er auch dankbar vom ärztlichen Analytiker lernt, so wird er sich doch mindestens bei seiner Arbeit an Gesunden als Fachmann fühlen und bewähren. Auch in Hinsicht auf Reife und Ernst der ethischen Gesinnung dürfte der Psycholog, Erzieher und Pfarrer dem Mediziner ebenbürtig sein. Ungefestigte und frivole Analytiker sind gefährliche Leute, da die Persönlichkeit des Untersuchenden von großer Wichtigkeit ist, besonders für die neu zu ge-

winnenden Lebensbetätigungen. Allein darf man Pädagogen und Theologen für gefährlicher halten als Mediziner? Daß lange nicht alle Ärzte, Lehrer und Pfarrer für die Analyse geeignet seien, hebe ich hiermit nachdrücklich hervor. Vor Pfuscherei ist dringend zu warnen. Nur nach gründlichem Studium und unter kundiger Leitung sollen die ersten Versuche an Kranken gemacht werden.

Meine Ausführungen beanspruchen keineswegs, die ganze Größe der psychanalytischen Arbeit in Pädagogik und Seelsorge aufzudecken. Die gewaltigsten und interessantesten Leistungen können in einem kurz orientierenden Artikel nicht zur Sprache kommen. Ich hoffe jedoch, gezeigt zu haben, daß Freud uns Perspektiven eröffnet hat, für die wir ihm nicht genug danken können, geben sie uns doch neue Möglichkeiten zu segensreichem Wirken. Auf große Dinge dürfen wir Pädagogen und Seelsorger uns ohne Frage gefaßt machen. Wer will mitarbeiten?



Symbolisches Denken in der chemischen Forschung.

Von DR. ALFRED ROBITSEK.

Autosymbolisches Phänomen nennt Silberer* die Erscheinung, daß unter bestimmten psychischen Bedingungen — Ermüdung, Schlaftrunkenheit, Störung des Einschlafens — ein Denkinhalt nicht als solcher aufgefaßt, sondern in ein symbolisches Bild umgewandelt und dieses halluziniert wird. »Diese autosymbolischen Phänomene stellten sich als Ermüdungsphänomene dar und als ein Rückschreiten von einer schwierigeren Art des Denkens zu einer leichteren, primitiveren. Dieser Vorgang, welcher nach der Freudschen Terminologie die »Regression« heißt, bedeutet die Verschiebung von einer abstrakteren zu einer anschaulicheren Denkform und vom apperzeptiven zum assoziativen Gedankenverlauf (nach der Wundtschen Terminologie). Diese Verschiebung scheint, mehr oder minder deutlich, stets dann einzutreten, wenn ein Gedanke — — — — für den momentanen Zustand des Bewußtseins, welches denselben bewältigen will, zu »schwierig« ist. Man kann sowohl im Zustand der Somnolenz als auch beispielsweise, wenn man bei dem zu bewältigenden »Gedanken« anderweitig gestört ist, häufig genug die Beobachtung machen, daß die »Idee« sich dann — — — — in der erwähnten leichteren, primitiveren Fassung, sei es als hypnagogische Halluzination, sei es als Tagtraumbild für das Bewußtsein verkörpert. — — — — Sie senkt sich, gewissermaßen mit einem gröberen, faßlicheren, sichtbareren Gewand angetan, in mein Bewußtsein, weil ich sie in ihrer reinen Nacktheit oder Abstraktheit nicht fassen kann. Ein gleiches findet jedoch auch dann oft statt, wenn mir, bei guter Disposition eine neue, noch nicht geläufige Idee einfällt. Sie erscheint nicht sogleich in der vollgiltigen scharf definierten, abstrakten Gestalt, sondern zunächst in Form eines anschaulichen Bildes (oder aber überhaupt undeutlich). In diesem Stadium ist die neue Idee eben für mein Bewußtsein — — — — zu schwierig. Einem andern Menschen ist die ganz gleiche Erkenntnis vielleicht nicht zu schwierig. — — — — Ich sage vielleicht: denn es können mir Erkenntnisse klar werden, Ideen einfallen, die überhaupt noch niemanden klar geworden sind. Ich kann z. B. Naturzusammenhänge ausfindig machen, auf die bisher noch niemand gekommen ist**. Wenn nun ein solcher Gedanke, der noch von niemandem gedacht wurde, sich — — — — in Symbolform offenbart: so ist dieses Symbol das Symbol eines Gedankens, der als solcher nur außerhalb unser oder noch gar nicht existiert. Dieses Verhältnis durch die soeben ausgesprochenen Worte auszudrücken, klingt zwar einigermaßen paradox; es entspricht aber

* Phantasie und Mythos. Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen. II. 605 fg.

** Vom Verfasser hervorgehoben.

jenem tief in der menschlichen Natur wurzelndem Bestreben, das Gedachte zu verselbständigen. — — — — Infolge der Verselbständigung dieses »Stoffes«, d. h. infolge jenes oben erwähnten allgemein menschlichen Bestrebens, den Inhalt der Idee oder der Erkenntnis als eine vom Denken unabhängige »Wahrheit« zu hypostasieren, stellt sich das stufenweise Vorrücken des menschlichen Erkennens so dar, als senkten sich aus der Welt der Ideen, oder wie man's sonst ausdrücken mag, die Wahrheiten nach und nach meist verschleiert, dann immer reiner und unverhüllter, auf die Menschheit herab. Die »Bilder«, die da »herabkommen«, sind Symbole. Die stufenweise immer geistigere, höhere »Deutung« der Symbole bringt die Menschen der »Wahrheit« immer näher. Die »Herabkunft des Symbols« aber ist freilich eine Phantasie, und jene »Wahrheit«, die wir als Ziel betrachten, bloß eine Idee, und zwar diesmal eine kantische, die ein Regulativ unseres Erkennens abgibt«.

Damit kehrt Silberer von einem kleinen Ausflug in die Mystik auf den festen Boden der Psychoanalyse zurück, die eine angenommene übersinnliche Realität als in die Außenwelt projizierte Psychologie betrachtet und versucht, sie in Psychologie des Unbewußten zurückzuverwandeln, Metaphysik in Metapsychologie umzusetzen*.

Es ist wenig darüber bekannt, unter welchen Erscheinungen sich neue Gedanken, Entdeckungen usw. dem Bewußtsein produktiver Geister zum erstenmal zeigen. Der Forscher hat seine Aufmerksamkeit so sehr auf den Gegenstand seiner Forschung konzentriert, daß die psychischen Phänomene, unter denen ihm eine Erkenntnis wird, nicht in sein geistiges Blickfeld reichen; umsoweniger, wenn es sich um die halbbewußten Vorstufen bewußten Erkennens handelt. Durch ein Zusammentreffen besonders glücklicher Umstände kennen wir von einigen der wichtigsten und fruchtbarsten chemischen Theorien aus dem Munde ihres geistigen Vaters die psychischen Erscheinungen bei ihrer Auffindung. Es handelt sich um die Strukturtheorie und um die Lehre vom Benzolring August Kekulé's. Es sei gestattet, die Entwicklung der Theorien von der Zusammensetzung der organischen oder Kohlenstoffverbindungen bis zu Kekulé kurz zu skizzieren.

Kekulé's Lehrer Liebig bildete die Theorie der »zusammengesetzten« Radikale aus; diese fußte auf der »dualistischen« Anschauung von Berzelius, nach der jeder zusammengesetzte Körper in zwei Teile zerlegt werden kann, von denen der eine positiv, der andere negativ elektrisch ist. Liebig's Theorie nahm an, daß in den organischen Verbindungen »Radikale« enthalten seien, d. h. Atomgruppen, welche als nicht wechselnde Bestandteile in einer Reihe von Verbindungen auftreten, sich wie ein Element

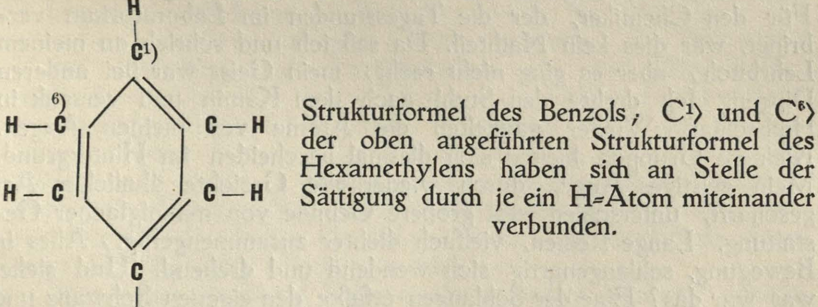
* Freud, »Zur Psychopathologie des Alltagslebens. III. Aufl. S. 134.

mit anderen Elementen verbinden, in diesen Verbindungen sich durch andere einfache Körper ersetzen lassen und ohne Zersetzung in andere Verbindungen übertragbar sind. Die dualistische Anschauung erwies sich bei der weiteren Entwicklung als unhaltbar und an die Stelle der Radikaltheorie trat die Typentheorie D u m a s', die annahm, daß die Eigenschaften der Körper mehr von der Lagerung der Atome als von deren Natur bedingt werden; doch war der Begriff des Atoms ein unsicherer. Ein wichtiger Fortschritt in der Lehre vom Atom war es, als man erkannte, daß die Atome nicht äquivalent, sondern verschiedenwertig sind. So gelangte K e k u l é zur Theorie von der Vierwertigkeit des Kohlenstoffatoms und zu der Annahme, daß sich in den organischen Verbindungen die Kohlenstoffatome untereinander verbinden, und zwar mit einer, zwei oder drei ihrer Valenzen und so Kohlenstoffketten bilden, die mit anderen ein- oder mehrwertigen Elementen in Verbindung treten (gesättigte und ungesättigte Kohlenstoffverbindungen; Verbindungen der Fettreihe; Strukturtheorie), z. B.:

```
   H                       H
   |                       |
1) C = C — C = C — C = C 6)
   |   |   |   |   |   |
   H   H   H   H   H   H
```

Strukturformel des ungesättigten Kohlenwasserstoffes Hexamethylen;

das Kohlenstoffatom wird mit C, das Wasserstoffatom mit H bezeichnet, — bedeutet einfache, = doppelte (oder »ungesättigte«) Bindung. Die nächste und in ihren Folgen fruchtbarste Entdeckung war die Theorie vom »Benzolring«. K e k u l é nahm an, daß im Benzol (einem der Kohlenwasserstoffe, die aus dem Steinkohlenteer gewonnen werden) die Kohlenstoffkette einen geschlossenen Ring bilde, eine Annahme, die durch zahlreiche experimentelle Untersuchungen bestätigt wurde.



Strukturformel des Benzols; C1) und C6) der oben angeführten Strukturformel des Hexamethylens haben sich an Stelle der Sättigung durch je ein H-Atom miteinander verbunden.

Hören wir nun aus K e k u l é's eigenem Munde, unter welchen eigentümlichen psychologischen Umständen ihm diese neuen Erkenntnisse wurden. Bei Gelegenheit der Festsitzung der Deutschen chemischen Gesellschaft zur Feier des 25jährigen Jubiläums der Benzoltheorie schilderte sie K e k u l é wie folgt*:

* Berichte der Deutschen chemischen Gesellschaft. XXIII. I. S. 1306 f.

»Vielleicht ist es für Sie von Interesse, wenn ich durch höchst indiskrete Mitteilungen aus meinem geistigen Leben Ihnen darlege, wie ich zu einzelnen meiner Gedanken gekommen bin.

Während meines Aufenthaltes in London wohnte ich längere Zeit in Clapham road in der Nähe des Common. Die Abende aber verbrachte ich vielfach bei meinem Freunde — — — — in Islington, dem entgegengesetzten Ende der Riesenstadt. Wir sprachen da von mancherlei, am meisten aber von unserer lieben Chemie. An einem schönen Sommertage fuhr ich wieder einmal mit dem letzten Omnibus durch die in dieser Zeit öden Straßen der sonst so belebten Weltstadt »outside« auf dem Dach des Omnibus, wie immer. Ich versank in Träumereien. Da gaukelten vor meinen Augen die Atome. Ich hatte sie immer in Bewegung gesehen, jene kleinen Wesen, aber es war mir nie gelungen, die Art ihrer Bewegung zu erlauschen. Heute sah ich, wie vielfach zwei kleinere sich zu Pärchen zusammenfügten, wie größere zwei kleinere umfaßten, noch größere drei und selbst vier der kleineren festhielten und wie sich alles im wirbelnden Reigen drehte. Ich sah, wie größere eine Reihe bildeten und nur an den Enden der Kette noch kleinere mitschleppten. Ich sah, was Altmeister Kopp — — — — in seiner »Molekularwelt« uns in so reizender Weise schildert; aber ich sah es lange vor ihm. Der Ruf des Kondukteurs: ‚Clapham road‘ erweckte mich aus meinen Träumereien, aber ich verbrachte einen Teil der Nacht, um wenigstens Skizzen jener Traumgebilde zu Papier zu bringen. So entstand die Strukturtheorie.

Ähnlich ging es mit der Benzoltheorie. Während meines Aufenthaltes in Gent in Belgien bewohnte ich elegante Junggesellenzimmer in der Hauptstraße. Mein Arbeitszimmer aber lag nach einer engen Seitengasse und hatte während des Tages kein Licht. Für den Chemiker, der die Tagesstunden im Laboratorium verbringt, war dies kein Nachteil. Da saß ich und schrieb an meinem Lehrbuch; aber es ging nicht recht; mein Geist war bei anderen Dingen. Ich drehte den Stuhl nach dem Kamin und versank in Halbschlaf. Wieder gaukelten die Atome vor meinen Augen. Kleinere Gruppen hielten sich diesmal bescheiden im Hintergrund. Mein geistiges Auge, durch wiederholte Gesichte ähnlicher Art geschärft, unterschied jetzt größere Gebilde von mannigfacher Gestaltung. Lange Reihen, vielfach dichter zusammengefügt; Alles in Bewegung, schlangenartig sich wendend und drehend. Und siehe, was war das? Eine der Schlangen erfaßte den eigenen Schwanz und höhnisch wirbelte das Gebilde vor meinen Augen. Wie durch einen Blitzstrahl erwachte ich; auch diesmal verbrachte ich den Rest der Nacht, um die Konsequenzen der Hypothese auszuarbeiten*.

* Mach nennt merkwürdigerweise diese Schilderung einen schlichten Bericht, der durchaus nicht für die Auffassung spreche, daß Kekulé seinen Benzolring als Halluzination erschaut hätte. (Erkenntnis und Irrtum; II. Auflage, S. 159.)

Lernen wir träumen, meine Herren, dann finden wir vielleicht die Wahrheit;

,Und wer nicht denkt,
Dem wird sie geschenkt.
Er hat sie ohne Sorgen.'

aber hüten wir uns, unsere Träume zu veröffentlichen, ehe sie durch den wachenden Verstand geprüft worden sind.

Unzählige Keime des geistigen Lebens erfüllen den Weltraum, aber nur in einzelnen, seltenen Geistern finden sie den Boden zu ihrer Entwicklung; in ihnen wird die Idee, von der niemand weiß, von wo sie stammt, in der schaffenden Tat lebendig*.

Ich habe Ihnen vorhin gesagt: in gewissen Zeiten liegen gewisse Ideen in der Luft. Wir hören jetzt von Liebig, daß es die Keime von Ideen sind, die, ähnlich den Bazillenkeimen, die Atmosphäre erfüllen. Warum fanden nun die vor 25 Jahren umherschwirrenden Keime der Struktur- und Benzoltheorie gerade in meinem Kopf den für ihre Entwicklung geeigneten Nährboden? Ich muß Sie wieder mit Mitteilungen aus meinem Leben belästigen.

Auf dem Gymnasium meiner Vaterstadt hatte ich mich namentlich in Mathematik und in der Kunst des Zeichnens hervorgetan. Mein Vater, mit berühmten Architekten enge befreundet, bestimmte mich für das Studium der Architektur. Über die Lebensrichtung der Söhne entscheiden ja meistens die Eltern. Ich bezog also die Universität als studiosus architecturæ und betrieb — — — — mit anerkennenswertem Fleiß deskriptive Geometrie, Perspektive, Schattenlehre, Steinschnitt und andere schöne Dinge. Aber Liebigs Vorlesungen verführten mich zur Chemie und ich beschloß, umzusatteln. Ursprünglich Schüler von Liebig, war ich Schüler von Dumas, Gerhardt und Williamson geworden; ich gehörte keiner Schule mehr an. Dieser Umstand und die Richtung, welche die früheren architektonischen Studien meinem Geiste gegeben, ein unwiderstehliches Bedürfnis nach Anschaulichkeit: sie sind offenbar die Ursache davon, daß jene vor 25 Jahren in der Luft umherschwirrenden chemischen Ideenkeime gerade in meinem Kopf den für sie geeigneten Boden fanden. Der Mensch ist eben ein Ausdruck der Verhältnisse, in denen er groß geworden; ein besonderes Verdienst erwächst ihm daraus nicht. Darf ich für jüngere Fachgenossen eine Lehre anknüpfen? Machen Sie sich frei vom Geist der Schule, dann werden Sie fähig sein, Eigenes zu leisten.«

Wir haben in diesen Träumen des Forschers schöne Beispiele für das oben von Silberer beschriebene Phänomen, daß neue Gedanken, neue Erkenntnisse von Naturzusammenhängen sich unter bestimmten psychischen Bedingungen dem Bewußtsein zunächst in symbolischer Form zeigen können. Die Tatsache selbst ist bedeutsam,

* Diese Ideen Liebigs erinnern an die oben zitierte Silberers vom selbständigen Leben der Gedanken.

daß Kekulé diese Träume bei Gelegenheit der Festsitzung, die zur Feier seiner Person und seiner Lehre stattfand — gewiß dem Höhepunkt seines äußeren Lebens — vorbrachte, und in so ausführlicher Weise. Diese Träume, deren — im Sinne der Traumlehre — latente chemische Gedanken seinem Auditorium ja längst bekannt waren, müssen also für ihn besondere affektive Bedeutung gehabt haben. Die Schilderung des Forschers ist so plastisch, daß es kaum ein »Hineingeheimnissen« ist, wenn wir bei dem ersten seiner Träume an tanzende Paare denken, an Bilder von Großen, die sich mit Kleineren — Kindern — im Ringelreihen drehen, von einer Reihe Kinder, die sich an den Händen halten, die kleinsten an den Enden der Reihe. Man denkt unwillkürlich an die Mutter mit ihren Kindern, an das Spielen von größeren mit ihren kleinen Geschwistern. Wir möchten annehmen, daß der bewußte Wunsch, die Lösung des wissenschaftlichen Problems, sich zur Darstellung seiner Erfüllung anderen, unbewußten Materials bedient habe; so würden die Objekte des aktuellsten Interesses mit längst aufgegebenen der Vergangenheit verdichtet, vielleicht auch mit Objekten anderer, unbewußter Wünsche, die sich mit der Zukunft, der eigenen Familie beschäftigen. Der Forscher schildert nicht ausdrücklich, welche Gestalt seine Erscheinungen hatten; vielleicht waren sie nicht deutlich, vielleicht legte ihm die Versammlung, der er sie schilderte, doch eine gewisse Reserve auf, vielleicht — und dies erscheint am wahrscheinlichsten — gelangten von den Kindheitserinnerungen nicht die Formen, sondern nur die Art der Bewegungen als das Verbindende, als tertium comparationis zwischen Fernem und Aktuellem in das Traumbewußtsein. Vielleicht ist es als Stütze für die Richtigkeit dieser Deutung zu betrachten, daß Kekulé unmittelbar darauf, wie unter der Herrschaft solcher unbewußter Gedanken von Kindheit und Kindern ausführlich auf seine Junggesellenzimmer in Gent zu sprechen kommt, was doch kaum mehr zur Sache gehört, die er der gelehrten Versammlung schildern will. Er erzählt weiter, wie er an seinem Lehrbuch schrieb; aber es ging nicht recht; sein Geist war bei anderen Dingen. Jeder kennt die träumerischen Stimmungen, die sich in ernste Arbeit drängen, sie stören, und die meist erotischen Inhalt — im weitesten Sinne des Wortes — haben. So mögen wohl auch bei Kekulé die »anderen Dinge«, von denen er spricht, auf diesem Gebiete zu suchen sein. »Wieder gaukelten die Atome vor meinen Augen« — schon vorher sagt er, er habe sie immer gesehen. Es handelt sich also um einen jener sich wiederholenden Träume, die — wie ein Leitmotiv — oft ein ganzes Leben durchziehen, die sich im wesentlichen gleich bleiben, im Detail aber jedesmal verschieden sind; sie wurzeln in besonders bedeutsamem Kindheitsmaterial, m dem Aktuelles in assoziative Verknüpfung tritt. So mögen hier des Forschers aktuellste Interessen dadurch, daß sie in Verbindung mit dem Unbewußten, der Kindheit treten, besondere Kraft gewinnen. Am interessantesten ist das Phänomen, wie sich dem Geiste

Kekulés der neue Gedanke vom Zusammenschluß der Kohlenstoffkette zum geschlossenen Ring zuerst als Schlange darstellt, die ihren eigenen Schwanz erfaßt. Wir denken dabei daran, daß die Schlange, die sich in den Schwanz beißt, ein häufig dargestelltes Symbol der Ewigkeit ist, das vielleicht zur Traumdarstellung mitgeholfen hat; wir erinnern uns aber auch an die bekannte Bedeutung der Schlange als erotisches Symbol. Auffallend und zunächst unverständlich ist das »höhnisch«, wie Kekulé das Wirbeln des Gebildes vor seinen Augen nennt; vielleicht ist aber gerade dieses Wort der Schlüssel zu tieferen Schichten des Traumes. Wir fassen es so auf, daß der Hohn ein Affekt des Träumers selbst ist, den er auf das Traumbild projiziert. Es mag sich um — in seinen tiefsten Wurzeln — infantilen Trotz und Hohn gegen ein — für den Psychoanalytiker zu erratendes — väterliches Verbot handeln, für dessen Überschreitung der Traum ein Ausdruck wäre.

Daß es sich bei seinen Visionen um Geheimnisse der eigenen Person handelt, verrät uns Kekulé selbst, wenn er seine Erzählung mit der Ankündigung »höchst indiskreter Mitteilungen« aus seinem geistigen Leben einleitet. Er gibt uns damit das Recht, seine Schilderung analytisch zu betrachten, denn er bleibt uns die angekündigten Indiskretionen eigentlich schuldig, erzählt dagegen manches, was scheinbar gar nicht zum Gegenstand gehört. Kekulé war ein Meister der Rede, war auch für den Vortrag in dieser Festsitzung gewiß nicht unvorbereitet; umsomehr Bedeutung dürfen wir in der Einleitung seiner Rede suchen. Sie ist mit Hinblick auf den »manifesten« Inhalt seiner Erzählung zunächst genau so unverständlich, wie das spätere — von uns bereits gedeutete »höhnische« Wirbeln des Schlangengebildes. Es kommt in diesen Worten zum Ausdruck, daß er einen gewissen Widerstand fühlte, diese intimen psychologischen Vorgänge zu erzählen; dieses Unlustgefühl läßt auf affektbetonte, unbewußte Komplexe schließen. Daß es sich nicht überhaupt dagegen richtete, von der eigenen Person zu sprechen, zeigt der Umstand, daß Kekulé mit behaglicher Breite allerlei Unsachliches erzählt. Die leise Selbstironie, die in den Worten von den »höchst indiskreten« Mitteilungen liegt, ist dem späteren »höhnisch« verwandt und wie immer ein Kompromißprodukt von Bewußtem und Unbewußtem. In diesen Worten kommt das Gefühl für das lebendige Unbewußte zum Ausdruck, welches dann die ganze Erzählung durchzieht und an einigen Stellen durchschimmert*. So ist es eine weitere Bestätigung, daß wir nicht willkürlich schließen, wenn wir in dem »höhnisch« eine Beziehung zur Auflehnung gegen den Vater sehen, daß der Forscher wieder gleich selbst auf sein Verhältnis zum Vater und auf dessen Rolle in seiner Entwicklung zu sprechen kommt. Er macht gleichsam

* So manche Elemente des Traumbildes, wie z. B. das »kleinere Gruppen hielten sich diesmal bescheiden im Hintergrunde« haben gewiß ihre besondere Bedeutung, sind aber der Analyse nicht zugänglich.

selbst die ersten Schritte zu einer Selbstanalyse, indem er nach den Ursachen forscht, warum die Keime dieser neuen Ideen gerade in seinem Kopfe den geeigneten Boden fanden; er findet sie in seinen Zeichneranlagen und architektonischen Studien, für die ihn der Vater bestimmt habe. Während aber, wie er sagt, die Lebensrichtung der Söhne meistens die Eltern bestimmen, hat er sich frühzeitig von der Autorität des Vaters frei gemacht. Diese Loslösung ist überaus wichtig, sie ist immer die Bedingung und das Vorbild jeder Entwicklung zur selbständigen, freien Persönlichkeit. Wie sie schon ihren Anfang im infantilen Trotz gegen das väterliche Verbot hat, auf diese infantile Basis aufgebaut ist, so ermöglicht sie dem Forscher später, sich vom Einfluß der verschiedenen Schulen frei zu machen. »Ich gehörte keiner Schule mehr an,« sagt er, und sieht in diesem Umstand neben dem ‚unwiderstehlichen Bedürfnis nach Anschaulichkeit' — dem Sublimierungsprodukt einer starken Triebkomponente — die Bedingungen seiner Forschererfolge. »Machen Sie sich frei vom Geist der Schule,« rät er den Jüngeren, »dann werden Sie fähig sein, Eigenes zu leisten.« Wie ein Ausdruck endopsychischer Kenntnis des oben angenommenen Zusammenhanges klingt es, wenn er sagt: »Der Mensch ist eben ein Ausdruck der Verhältnisse, in denen er groß geworden«, wie ein Wissen um die Determiniertheit alles geistigen Geschehens, wie ein Ausdruck unbewußter Kenntnis davon, daß er die Neuheit und Kühnheit seiner Theorien in letzter Linie der Loslösung von der väterlichen Autorität verdankt, von der alles Spätere nur die natürliche Konsequenz war, seine bescheidenen Worte: »ein besonderes Verdienst erwächst ihm daraus nicht.«

Es ist bemerkenswert, daß sich Kekulé in späteren Jahren gegen die Fortschritte der chemischen Theorien über ihn hinaus sehr ablehnend verhielt, wie der Verfasser aus seiner eigenen Studienzeit bei ihm weiß. Er war eben selbst ältere Generation, »Vater« geworden, von dem sich die Schüler frei zu machen hatten. Diese immer wieder notwendige, ewig sich erneuernde Loslösung der Jungen von der Autorität der Älteren, dieser ewige Kontrast und Kampf zwischen den Generationen gehört gewiß zu den wichtigsten Faktoren, die den Fortschritt der Menschheit bedingen.



Übersicht der bisherigen Leistungen der auf die Geisteswissenschaften angewandten Psychoanalyse.

(Bis Ende 1911.)

[Gebrauchte Abkürzungen:

KL. SCH. I. u. II. = Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre von Prof. Dr. S. FREUD, 1. Folge 1906 (2. Aufl. 1909), 2. Folge 1909. Verlag F. Deuticke, Wien und Leipzig.

SCHR. = Schriften zur angewandten Seelenkunde, hg. von Prof. Dr. S. FREUD, Verlag F. Deuticke, Wien und Leipzig, 1907 u. fg. Heft 1—13.

Jb. = Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen, hg. von Prof. Dr. S. FREUD, Wien, und Prof. Dr. E. BLEULER, Zürich, redigiert von Dozenten Dr. C. G. JUNG, Zürich. Verlag F. Deuticke, Wien und Leipzig, 1909 u. fg. Bd. I—III.

ZBL. = Zentralblatt für Psychoanalyse, hg. von Prof. Dr. S. FREUD, redigiert von Dr. Wilh. STEKEL, Wien. Verlag J. F. Bergmann, Wiesbaden 1911, u. fg. Jahrg. I.]

Zusammenfassende Darstellungen der FREUDschen Lehre sind bisher enthalten in:

BARONCINI Luigi (Bologna): Il fondamento e il mecanismo della psico-analisi (Riv. di Psic. applic. IV, 1908, No. 3).

BLEULER, Prof. Dr. E. (Zürich): Die Psychanalyse Freuds. (Wien und Leipzig 1910, F. Deuticke.)

ELLIS HAVELOCK: Die Lehren der Freud-Schule (Zbl. II, S. 61 fg.).

FREUD Sigm., Prof. Dr. (Wien): Über Psychoanalyse. Fünf Vorlesungen, gehalten zur 20jährigen Gründungsfeier der Clark University in Worcester Mass. Sept. 1909. (F. Deuticke, 1910.)

HART Bernhard (Epsom): The Psychology of Freud and his school (Journal of Mental Sci., July 1910).

HITSCHMANN, Dr. Eduard (Wien): Freuds Neurosenlehre. Nach ihrem gegenwärtigen Stande zusammenfassend dargestellt. (Wien und Leipzig 1911. F. Deuticke.)

JUNG, Doz. Dr. C. G. (Zürich): Die Psychoanalyse (Archiv für Kriminal-anthropologie, 1906).

MAEDER Dr. Alphonse (Zürich): Une voie nouvelle en psychologie. Freud et son école. (Lugano 1909.)

PUTNAM James J.: M. D. (Boston): Personal Impressions of Sigmund Freud and his work (Journal of abnormal Psychology. Vol. IV., No. 5 u. 6).

RANK Otto (Wien): Der Künstler. Ansätze zu einer Sexualpsychologie. (Wien und Leipzig 1907. H. Heller & Co.) (Einleitung S. 3—13.)

SADGER, Dr. J. (Wien): Einiges über die Lehren Freuds (Die wissenschaftl. Rundschau, Heft 16/17, 1911).

SCHULTZ J. H.: Psychoanalyse (Zeitschrift für angewandte Psychologie, Bd. II, 1909, H. 5/6).

I. INDIVIDUALPSYCHOLOGIE.

1. Reine Psychologie.

ABRAMOWSKI E. (Brüssel): Dissociation et transformation du subconscient normal (Extrait de la Rev. Psychologique fasc. I, 1910).

ASSAGIOLI Rob. (Florenz): Il subcosciente (Firenze, Bibl. filosofica).
— : Trasformazione e Sublimazione delle energie sessuali (Riv. di Psic. Appl. VII, 1911, No. 3).
CHASE Harry Woodburn (Worcester, Mass.): Psychoanalysis and the Unconscious (Pedagocial Seminary, Vol. XVII., Sept. 1910, pp. 281—327).
DIAGNOSTISCHE ASSOZIATIONSSTUDIEN. Beiträge zur experimentellen Psychopathologie. Hg. von Doz. C. G. Jung, Bd. I 1906, Bd. II, 1911. (J. A. Barth, Leipzig.)
FERENCZI, Dr. S. (Budapest): Introjektion und Übertragung (Jb. I., 1909, S. 427 fg.). [Psychoanalytische Aufklärung des Hypnotismus und der Suggestion.]
FREUD, Prof. Dr. S.: Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens (Jb. III, 1911, S. 1 fg.).
FRIEDMANN Hugo (Frankfurt a. M.): Bewußtsein und bewußtseinsverwandte Erscheinungen (Zeitschrift f. Philosophie und philosoph. Kritik. Bd. 139, Leipzig 1910, S. 34 fg.).
HART Bernhard (Epsom): The conception of the subconscious (The Journ. of abn. Psych. Febr.-March 1910).
JONES Ernest (Tronto): Freuds Psychology (Psychological Bulletin, April 1910).
JUNG, Doz. Dr. C. G. (Zürich): Wandlungen und Symbole der Libido. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Denkens (Jb. III, 1911).
— , Neue Bahnen der Psychologie (Zürich und Leipzig 1912, Verlag Rascher & Co.).
KÖRBER, Dr. Heinrich (Berlin): Psychologie und Sexualität (Der Monismus, V. Jahrg. 1910, Nr. 51).
MADAY, Dr. Stefan v. (Innsbruck): Der Begriff des Triebes (Zbl. I, S. 295 f.).
PRINCE MORTON M. D. (Boston): The Unconscious (Journal ef abnormal Psychology, Vol. III u. IV.).
PUTNAM, Prof. James J. (Boston): A plea for the study of philosophic methods in preperation for psychoanalytic work (The Journal of abnormal Psychology, Oct.-Nov. 1911).
ROSENSTEIN Gaston (Wien): Julius Piklers »Dynamische Psychologie« und ihre Beziehungen zur Psychoanalyse (Zbl. I, 316 fg.).
SILBERER Herbert (Wien): Bericht über eine Methode, gewisse symbolische Halluzinationserscheinungen hervorzurufen und zu beobachten. (Jb. I, 1909, S. 513 fg.)
— : Vorläufer Freudscher Gedanken (Zbl. I, S. 441 fg.).
VOIGTLÄNDER, Dr. phil. Else: Über die Bedeutung Freuds für die Psychologie. (Münch. phil. Abh., Th. Lipps zu seinem 60. Geburtstage gewidmet von früheren Schülern. Leipzig 1911.)

2. Sexualpsychologie.

FREUD, Prof. Dr. S.: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. (F. Deuticke, 2. Aufl. 1910.)
— : Über einen besonderen Typus der Objektwahl beim Manne (Jb. II, 1910, S. 389 fg.).
MAEDER Dr. Alphonse (Zürich): Über zwei Frauentypen (Zbl. I, S. 573 fg.).
RANK Otto (Wien): Belege zur Rettungsphantasie (Zbl. I, 331 fg.).
— : Ein Beitrag zum Narzissismus (Jb. III, 1911, S. 401 fg.).

SADGER, Dr. J. (Wien): Beiträge zur Sexualfrage 1. Zur Genealogie der Liebe; 2. Infantile Theorie über die Einführung in das sexuelle Leben. (Zbl. I, S. 589 f.)
STEKEL, Dr. Wilhelm (Wien): Zur Psychologie des Exhibitionismus (Zbl. I, S. 494).

3. Traumpsychologie.

ELLIS HAVELOCK: The Symbolism of Dreams (The Popular Science Monthly, Juli 1911).
FERENCZI, Dr. S. (Budapest): Die psychologische Analyse der Träume (Psychiatr. Neurol. Wochenschr., Juni 1910).
— : Über lenkbare Träume (Zbl. II, S. 31 fg.).
FREUD, Prof. Dr. S.: Die Traumdeutung. 3. vermehrte Auflage. 1911. (F. Deuticke, Wien und Leipzig.)
— : Über den Traum. 2. Aufl. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Heft 8, J. F. Bergmann, 1911).
— : Typisches Beispiel eines verkappten Ödipustraumes (Zbl. I, 44).
HITSCHMANN, Dr. Eduard (Wien): Ein Fall von Symbolik für Ungläubige (Zbl. I, S. 235).
— : Beiträge zur Sexualsymbolik des Traumes (Zbl. I, 561 fg.).
JONES Ernest, Prof. (Toronto): Freud's Theory of Dreams. (American Journal of Psychology, April 1910).
JUNG, Doz. Dr. C. G. (Zürich): L'analyse des rêves (L'année Psychologique, Tome XV., 1909, p. 160).
— : Ein Beitrag zur Kenntnis des Zahlentraumes (Zbl. I, S. 567 fg.).
MAEDER, Dr. Alphonse (Zürich): Essai d'interprétation de quelques rêves (Archives de Psychologie. T. VI., No. 24, April 1907).
— : Zur Genese der Symbolik im Traum, in der Dementia praecox etc. (Zbl. I, 316 fg.).
MEISL Alfred, Dr. (Wien): Der Traum. Analytische Studien über die Elemente der psychischen Funktion V. (Wiener Klin. Rundschau, 1907, Nr. 3—6.)
— : Der Traum eines Koitus interruptus. (Zbl. II., S. 88 fg.)
RANK Otto (Wien): Ein Traum, der sich selbst deutet (Jb. II, 1910, S. 465 ff.).
— : Beispiel eines verkappten Ödipustraumes (Zbl. I, S. 167 fg.).
— : Zum Thema der Zahnreizträume (Zbl. I, S. 408 fg.).
REIK Theodor (Wien): Zur Rettungssymbolik (Zbl. I, S. 499).
ROSENSTEIN Gaston (Wien): Beziehungen von Traum und Witz (Zbl. I, S. 587).
SACHS, Dr. Hanns (Wien): Zur Darstellungstechnik des Traumes (Zbl. I, 413 fg.).
— : Ein Fall intensiver Traumentstellung (Zbl. I, S. 588 fg.).
— : Traumdeutung und Menschenkenntnis (Jb. III. S. 568 fg.).
STÄRKE, Dr. August (Huister-Heide): Ein Traum, der das Gegenteil einer Wunscherfüllung zu verwirklichen schien, zugleich ein Beispiel eines Traumes, der von einem anderen Traum gedeutet wird (Zbl. II, S. 86 fg.).
STEKEL Dr. Wilhelm (Wien): Beiträge zur Traumdeutung (Jb. II, 1910, S. 458 fg).
— : Die Sprache des Traumes. Eine Darstellung der Symbolik und Deutung des Traumes in ihren Beziehungen zur kranken und gesunden Seele für Ärzte und Psychologen. (Wiesbaden, Bergmann, 1911.)

STEKEL, Dr. Wilhelm (Wien): Zur Symbolik der Mutterleibsphantasie (Zbl. I, S. 102).
—: Einige Bemerkungen zur Rettungsphantasie und die Analyse eines Rettungstraumes (Zbl. I, S. 591 fg.).

4. Alltagspsychologie.

ABRAHAM, Dr. Karl (Berlin): Über die determinierende Kraft des Namens (Zbl. II, S. 133 fg.).
ADLER, Dr. Alfred (Wien): Drei Psychoanalysen von Zahleneinfällen und obsedierenden Zahlen (Psych.-Neurol. Wochenschrift, 1905, Nr. 28 .
BRILL A. A.: M. D. (New York): A Contribution to the Psychopathology of Every-day Life (Psychotherapy Vol III, 1909, Nr. 1).
—: Zwei interessante Fälle von Versprechen (Zbl. II, S. 33 fg.).
DATTNER, Dr. Bernhard (Wien): Eine historische Fehlleistung (Zbl. I, S. 550 fg.).
EIBENSCHÜTZ, Dr. Marcell (Wien): Ein Fall von Verlesen im Betrieb der philologischen Wissenschaft (Zbl. I, S. 242 fg.).
EPSTEIN, Dr. D. (Kiew): Beitrag zur Psychopathologie des Alltagslebens (Zbl. I, S. 326 fg.).
FREUD, Prof. Dr. S.: Zur Psychopathologie des Alltagslebens. Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube und Irrtum. 3. vermehrte Auflage, (Berlin, S. Karger, 1910).
—: Ein Beitrag zum Vergessen von Eigennamen (Zbl. I, 616).
HELLER Hugo (Wien): Zur Genesis der Todesahnungen (Zbl. I, S. 569 fg.).
JONES Ernest, Prof. M. D. (Toronto): Rationalisation in Every-day Life (Journal of abnormal Psychology, August-Sept. 1908).
—: The Psychopathology of Every-day Life (American Journal of Psychology, Oct. 1911).
—: Beitrag zur Symbolik im Alltag (Zbl. I, S. 96).
—: Some Instances of the Influence of Dreams on Waking Life (The Journal of abn. Psych. April-May 1911).
—: Ein Beispiel von literarischer Verwertung des Versprechens (Zbl. I, S. 496 fg.).
—: Unbewußte Wahl wissenschaftlicher Untersuchungen (Zbl. I, 166).
JUNG, Doz. Dr. C. G. (Zürich): Ein Beitrag zur Psychologie des Gerüchtes (Zbl. I, S. 81 fg.).
MAEDER, Dr. Alphonse (Zürich): Contributions à la psychologie de la vie quotidienne (Arch. d. Psych. VI, 1906, 21—22).
—: Nouvelles contributions à la psychologie de la vie quotidienne (Arch. d. Psych. VII, No. 27).
MEISL, Dr. Alfred (Wien): Ein Fall von Namenvergessen (Zbl. I, S. 497).
RANK Otto (Wien): Das Verlieren als Symptomhandlung. Zugleich ein Beitrag zum Verständnis der Beziehungen des Traumlebens zu den Fehlleistungen des Alltagslebens (Zbl. I, S. 450 fg.).
—: Ein Beispiel von poetischer Verwertung des Versprechens (Zbl. I, S. 109 fg.).
RIKLIN, Dr. Franz (Zürich): Eine Lüge (Zbl. I, S. 193 fg.).
STEKEL, Dr. Wilhelm (Wien): Ein Beispiel von Versprechen (Zbl. I. S. 40).
—: Ein durchsichtiges Beispiel von Verlegen (Zbl. I, S. 109).
—: Eine merkwürdige Symptomhandlung (Zbl. I, S. 414).

STEKEL, Dr. Wilhelm (Wien): Warum sie den eigenen Namen hassen (Zbl. I, S. 109).
—: Die Verpflichtung des Namens (Zeitschr. für Psychotherapie und mediz. Psychologie, Bd. III, H. 2, 1911).
WAGNER Richard (Wien): Ein kleiner Beitrag zur Psychopathologie des Alltagslebens (Zbl. I, S. 594).

5. Okkultistische Erscheinungen.

HITSCHMANN, Dr. Eduard (Wien): Zur Kritik des Hellsehens (Wr. Klin. Rundsch., 1910, Nr. 6).
JUNG, Dr. C. G. (Zürich): Zur Psychologie und Pathologie sogenannter okkulter Phänome. (Leipzig, O. Mutze, 1902.)
SILBERER Herbert (Wien): Mantik und Psychanalyse (Zbl. II, S. 78 fg.).
STEKEL Wilhelm (Wien): Ein prophetischer Nummerntraum (Zb. II, S. 128).

6. Kinderpsychologie.

FREUD, Prof. Dr. S.: Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben (Jb. I, 1909, S. 1 fg.).
—: Über infantile Sexualtheorien (Kl. Schr. II, S. 159 fg.).
HARNIK, Dr. J. (Budapest): Ein Beitrag zum Thema: Infantile Sexualität (Zbl. II, S. 37).
HELLMUTH, Frau Dr. H.: Analyse eines Traumes eines 5½jährigen Knaben (Zbl. II, S. 122 fg.).
JUNG, Doz. Dr. C. G. (Zürich): Über Konflikte der kindlichen Seele (Jb. II, 1910, S. 33 fg.).
STEKEL, Dr. Wilhelm (Wien): Eine infantile Sexualtheorie (Zbl. I, S. 236).
—: Beobachtungen aus der Kinderstube (Zbl. I, S. 236 und 614).
WULFF, Dr. M. (Odessa): Beiträge zur infantilen Sexualität (Zbl. II, S. 6 fg.).

7. Pädagogik und Moraltheorie.

ADLER, Dr. Alfred (Wien): Das sexuelle Problem in der Erziehung (Die Gesellschaft, 1905, Heft 30).
—: Das Zärtlichkeitsbedürfnis des Kindes (Monatshefte für Pädagogik und Schulpolitik, 1908, Nr. 1).
DISKUSSIONEN der Wiener psychoanalyt. Vereinigung. Heft I. Über den Selbstmord, insbesondere den Schülerselbstmord. (Bergmann, Wiesbaden 1910).
DROSNÉS, Dr. Leonide (St. Petersburg): Eine psychoanalytische Organisation zur Verhütung von Selbstmorden (Zbl. I, S. 553 fg.).
FREUD, Prof. S. (Wien): Zur sexuellen Aufklärung der Kinder (Kl. Schr. II, S. 151 fg.).
FREY Philipp (Wien): Zur Klärung der sexuellen Frage in der Schule (Monatshefte f. Pädagogik u. Schulpolitik, 1908, Nr. 1).
HÄBERLIN, Doz. Dr. P. (Basel): Zärtliche und strenge Erziehung (Zeitschrift f. Jugenderziehung, offiz. Organ d. schweiz. Verbandes für Jugenderziehung. Verlag A. Trüb & Co., Aarau u. Zürich, 1910, I. Jahrg., Nr. 1).
JONES, Prof. Ernest (Toronto): Psychoanalysis and Education (Journal of Educational Psychology, November 1910).
PFISTER, Pfarrer Dr. Oskar (Zürich): Die Psychanalyse als wissenschaftliches Prinzip und als seelsorgerische Methode (Evangelische Freiheit, 1910, H. 2 fg.).

PFISTER, Pfarrer Dr. Oskar (Zürich): Wahnvorstellung und Schüler-selbstmord. Auf Grund einer Traumanalyse beleuchtet (Schweiz. Blätter für Schulgesundheitspflege, 1909, Nr. 1).

—: Psychoanalytische Seelsorge und experimentelle Moralpädagogik (Protest. Monatshefte 1909, Nr. 1).

—: Ein Fall von psychoanalytischer Seelsorge und Seelenheilung (Evangelische Freiheit, 1909, Nr. 3—5).

—: Analytische Untersuchungen über die Psychologie des Hasses und der Versöhnung (Jb. II, S. 134 ff.).

—: Psycho-Analysis and child-study (School Hygiene, a monthly review for educationists and doctors. Vol II, 1911, No 7).

SADGER, Dr. J. (Wien): Zur Psychologie des einzigen und des Lieblingskindes (Fortschritte d. Mediz., 1911, Nr. 26).

8. Charakterologie.

FREUD, Prof. Dr. S. (Wien): Charakter und Analerotik (Kl. Schr. II, 132 fg.)

JUNG, Doz. Dr. C. G. (Zürich): Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen (Jb. I, S. 155 fg.).

SADGER, Dr. J. (Wien): Analerotik und Analcharakter. (Die Heilkunde 1910).

9. Biographik.

ABRAHAM, Dr. Karl (Berlin): Giovanni Segantini. Ein psychoanalytischer Versuch. (Schr. XI, 1911).

FREUD, Prof. Dr. S.: Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci (Schr. VII, 1909).

JONES Ernest, Prof. (Toronto): Das Problem des »gemeinsamen Sterbens«, namentlich mit Bezug auf den Selbstmord Heinrich von Kleists (Zbl. I, S. 563 fg.).

RANK Otto (Wien): Zu Beaudelaires Inzestkomplex (Zbl. I, S. 275).

—: Ein Selbstbekenntnis Wilhelm Buschs (Zbl. I, 523).

REIK Theodor (Wien): Flauberts Jugendregungen (Pan, November 1911).

—: Der liebende Flaubert (Pan, November 1911).

SADGER, Dr. J. (Wien): Aus dem Liebesleben Nikolaus Lenaus (Schr. VI. 1909).

—: Konrad Ferdinand Meyer. Eine pathographisch-psychologische Studie. (Grenzfragen des Nerven- uud Seelenlebens, Heft 54, Bergmann, Wiesbaden 1908).

—: Heinrich v. Kleist, Eine pathograph.-psychologische Studie. (Bergmann, Wiesbaden 1909.)

STEKEL, Dr. Wilhelm (Wien): Zur Inzestliebe Beaudelaires (Zbl. I, S. 72).

10. Ästhetik.

BRILL A. A., M. D. (New York): Feud's Theory of Wit (The Journal of abnormal Psychology, Oct.-Nov. 1911).

FERENCZI, Dr. S. (Budapest): Anatole France als Analytiker (Zbl. I, S. 461).

FREUD, Prof. Dr. S.: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. (Wien und Leipzig, F. Deuticke, 1905).

—: Der Wahn und die Träume in W. Jensens »Gradiva« (Schr. I, 1907).

—: Der Dichter und das Phantasieren. (Kl. Schr. II, S. 197 fg.)

FRIEDMANN Hugo (Frankfurt): Eduard Mörike (Zbl. I, 486).

GRAF, Dr. Max (Wien): Richard Wagner und das dramatische Schaffen (Österr. Rundsch., Bd. IX, H. 2, 1906).
—: Probleme des dramatischen Schaffens (Österr. Rundsch., Bd. X. H. 5, 1907).
—: Richard Wagner im «Fliegenden Holländer». Ein Beitrag zur Psychologie künstlerischen Schaffens (Schr. IX, 1911).
—: Aus der innern Werkstatt des Musikers. (Stuttgart, Enke 1911.)
HARTUNGEN, Dr. Ch. v. (Riva): Die Psychoanalyse in der modernen Literatur (Zbl. I, S. 499).
JONES, Dr. Ernest (Toronto): Das Problem des «Hamlet» und der Ödipus-Komplex (Schr. X, 1911).
OSSIPOW N. (Moskau): Die Psychotherapie in den literarischen Werken L. N. Tolstois (Psychotherapie Nr. 1, 1911. [Russisch].)
RANK Otto (Wien): Der Künstler. Ansätze zu einer Sexualpsychologie. (Wien und Leipzig 1907, H. Heller & Co.)
ROBITSEK, Dr. Alfred (Wien): Die Analyse von Egmonts Traum (Jb. II, S. 451 fg.).
ROSENTHAL, Dr. Tatjana (Petersburg): Karin Michaelis: «Das gefährliche Alter» im Lichte der Psychoanalyse (Zbl. I, S. 277).
SACHS, Dr. Hanns (Wien): Infantile Sexualtheorien Freuds bei Grimmelshausen (Zbl. I, S. 524 fg.).
STEKEL Dr. Wilhelm (Wien): Dichtung und Neurose. Bausteine zur Psychologie des Künstlers und des Kunstwerkes. (Bergmann, Wiesbaden 1909).
WITTELS, Dr. Fritz (Wien): Tragische Motive. Das Unbewußte von Held und Heldin. (Berlin 1911. Egon Fleischel.)

II. VÖLKERPSYCHOLOGIE.

1. Mythologie.

ABRAHAM, Dr. Karl (Berlin): Traum und Mythos. Eine Studie zur Völkerpsychologie (Schr. IV, 1909).
—: Einige Bemerkungen über den Mutterkultus und seine Symbolik in der Individual- und Völkerpsychologie (Zbl. I, S. 549 fg).
HARNIK J., Dr. (Budapest): Beiträge zur Universalsymbolik (Zbl. I, S. 611 fg.).
JONES, Dr. Ernest (Toronto): On the Nightmare (American Journal of Insanity, January 1910).
MAEDER, Dr. Alphonse (Zürich): Die Symbolik in den Legenden, Märchen, Gebräuchen und Träumen (Psychiatr.-Neurolog. Wochenschrift, X. Jg.).
RANK Otto (Wien): Der Mythus von der Geburt des Helden. Versuch einer psychologischen Mythendeutung (Schr. V, 1909).
—: Die Lohengrinsage. Ein Beitrag zu ihrer Motivgestaltung und Deutung (Schr. XIII, 1911).
—: Zum «nachträglichen Gehorsam» [als Sagenmotiv] (Zbl. I, S. 576).
ROBITSEK, Dr. Alfred (Wien): Die Stiege, Leiter als sexuelles Symbol in der Antike (Zbl. I, S. 586).
RIKLIN, Dr. Franz (Zürich): Wunscherfüllung und Symbolik im Märchen (Schr. II, 1908).
—: Über einige Probleme der Sagendeutung (Zbl. I, 433).
SILBERER Herbert (Wien): Phantasie und Mythos (Jb. II, 541 ff.).

2. Religionspsychologie.

FREUD, Prof. Dr. S.: Zwangshandlungen und Religionsübung. (Kl. Schr. II, S. 122 fg.)

MUTHMANN, Dr. A. (Nassau): Psychiatrisch-Theologische Grenzfragen (Marhold, Halle 1907).

PFISTER, Pfarrer Dr. Oskar (Zürich): Zur Psychologie des hysterischen Madonnenkultus (Zbl. I, S. 70).

—: Hysterie und Mystik bei Margareta Ebner (Zbl. I, S. 468).

—: Die psychologische Enträtselung der religiösen Glossolalie und der automatischen Kryptographie (Jb. III).

—: Die Frömmigkeit des Grafen Ludwig von Zinzendorf. Ein psychoanalytischer Beitrag zur Kenntnis der religiösen Sublimierungsprozesse und zur Erklärung des Pietismus (Schr. VIII, 1910).

—: Hat Zinzendorf die Frömmigkeit sexualisiert? Eine offene Frage an Herrn Lic. Lehmann, zugleich eine Verteidigung (Zeitschr. f. Religionspsychologie, Bd. V, 1911, H. 2).

—: Zinzendorfs Frömmigkeit im Lichte Lic. Gerhard Reichels und der Psychoanalyse (Schweiz. Theolog. Zeitschr. 1911, H. 5 u. 6).

3. Sprachpsychologie.

EBERSCHWEILER, Dr. (Zürich): Untersuchungen über die sprachliche Komponente der Assoziation. Diss. 1908 (Allgem. Zeitschr. für Psychiatrie, 1908).

FERENCZI, Dr. S. (Budapest): Über obszöne Worte. Ein Beitrag zur Psychologie der Latenzzeit (Zbl. I, S. 390 fg.).

FREUD, Prof. Dr. S. (Wien): Über den Gegensinn der Urworte. Referat der gleichnamigen Broschüre von K. Abel, 1884 (Jb. II, S. 179 fg.).

SACHS, Dr. Hanns (Wien): Über Wortneubildungen (Zbl. I, S. 237 fg.).

SPITZER, Dr. Leo (Leipzig): Die Wortbildung als stilistisches Mittel, exemplifiziert an Rabelais. (Verl. Max Niemayer, Halle a. S. 1910.)

4. Sozialpsychologie.

ABRAHAM, Dr. Karl (Berlin): Die psychologischen Beziehungen zwischen Sexualität und Alkoholismus (Zeitschr. für Sexualwissenschaft 1908, H. VIII).

BLEULER, Prof. E. (Zürich): Die Psychologie des Trinkers (Internationale Monatschr. z. Erforschung des Alkoholismus und Bekämpfung der Trinksitten, Nr. 11/12, 1910).

FREUD, Prof. Dr. S. (Wien): Die «kulturelle» Sexualmoral und die moderne Nervosität (Kl. Schr. II, S. 175 fg.).

HARNIK, Dr. J. (Budapest): Zur Psychologie des Propagandisten («Jung-Ungarn», Bd. I, 19011, Berlin, Bruno Cassierer).

WITTELS, Dr. Fritz (Wien): Die sexuelle Not. (Wien und Leipzig 1909, C. W. Stern.)

5. Kriminalpsychologie.

FREUD, Prof. Dr. S.: Tatbestandsdiagnostik und Psychoanalyse (Kl. Schr. II, S. 111 fg.).

JUNG, Doz. Dr. C. G. (Zürich): Die psychologische Diagnose des Tatbestandes (Juristisch-psychiatrische Grenzfragen, IV, 2, Marhold, Halle 1906).

—: Le nuove vedute della Psicologia criminale. Contributo al metodo della «Diagnosi della conoszenza del fatto». (Rivista di Psicologia applicata. Anno IV, p. 287—304.)

JULIUSBURGER, Dr. Otto, (Berlin): Der Sexualverbrecher (Die neue Generation, 6. Jahrg. 1911, Nr. 7).
STEIN, Dr. Philipp (Budapest): Tatbestandsdiagnostische Versuche bei Untersuchungsgefangenen. (Zeitschr. f. Psychol. u. Physiol. d. Sinnes-organe, 1909.)
STEKEL, Dr. Wilhelm (Wien): Berufswahl und Kriminalität (Archiv für Krimin.-Anthrop. u. Kriminalistik, Bd. 41, 1911).
— : Neurose und Kriminalität (Die Umschau, Dez. 1911, Nr. 52.)
STORFER A. J. (Zürich): Zur Sonderstellung des Vatermordes. Eine rechtshistorische und völkerpsychologische Studie (Schr. XII, 1911).
WULFFEN, Dr. Erich (Dresden): Der Sexualverbrecher (Berlin, Langen-scheidt, 1909).



OESTERREICHISCHE ZEITUNGS- UND
DRUCKEREI-AKTIEN-GESELLSCHAFT
(KARL GROAK), WIEN III.

Inhalt des ersten Heftes: